



Unsere

Seelsorge

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge
im Bischöflichen Generalvikariat Münster

Glaubwürdig Kirche sein

Macht des Vertrauens

- 4 **Wider die Angst vor dem Abenteuer des Geistes**
Wege aus der Vertrauenskrise
- 8 **Quo vadis, Kirche?**
Wie Kirche wieder glaubwürdig werden kann
- 11 **Die Krise des symbolischen Vertrauens**
Anmerkungen zur Gottesmüdigkeit in der spätmodernen Gesellschaft
- 15 **Aneinander glauben**
Grundlagen mitmenschlichen Vertrauens
- 18 **Vertrauen gewinnen, Vertrauen verlieren**
Anmerkungen zum Umgang mit einem sensiblen Gut sozialen Miteinanders
- 22 **Wie kann ich (mir) vertrauen?**
Zu sich selbst und gegenüber anderen Vertrauen erleben können
- 26 **Servus**
Dienst als Weg aus der Vertrauenskrise
- 29 **Macht das! Ihr könnt das!**
Offizialatsrat Peter Kossen über den Mut, den Menschen zu vertrauen
- 30 **Hoffnung freisetzen und ausstrahlen**
Glaubwürdigkeit, mit der Kirche wieder gewinnt
- 34 **Alles sagen können, was gesagt werden muss**
Vertrauen kann die Kirche nur gewinnen, wenn sie Vertrauen schenkt
- 36 **Vertrauensvoller Umgang mit Menschen**
Aus Lebenserfahrungen für den Dialogprozess lernen
- 38 **Rechnet damit, dass der Geist euch führt**
(Selbst-)Vertrauen als Potenzial
- 40 **Hierarchie im Volk Gottes?**
Gedanken zum Verhältnis von Amt, Dienst und Charisma
- 45 **Communio beginnt vor Ort**
Wie das Miteinander im Seelsorgeteam gelingen kann
- 48 **Vertrauen als Managementprinzip**
Leitung eines Seelsorgeteams - Leitung einer Gemeinde
- 52 **Ein „eigentlich“ selbstverständliches Verhältnis**
Über Caritas und Vertrauen
- 54 **Mir wird etwas zugetraut!**
Über Vertrauen, Kontrolle und Beziehungsarbeit
- 56 **Können wir vertrauen – wem und warum?**
Vertrauensbildung in einer „zusammengeführten“ Gemeinde
- 58 **Vertrauen in Freiheit**
Gottes Credo und der Pastoralplan für das Bistum Münster

Impressum **Unsere** Seelsorge

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster erscheint vierteljährlich und erreicht alle hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Vorsitzenden der Pfarrgemeinderäte, die Bildungseinrichtungen und die Katholischen Öffentlichen Büchereien im Bistum Münster.

Herausgeber und Verleger Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge, Pater Manfred Kollig SSCC

Redaktion Donatus Beisenkötter, Georg Garz **Redaktionsbeirat** Johannes Bernard, Dominik Blum, Michael Seppendorf

Konzeption dieser Ausgabe Johannes Bernard **Layout** dialogverlag Münster **Druck** Westmünsterland Druck Ahaus

Redaktionssekretariat Heidrun Rillmann, Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge, Rosenstraße 16, 48143 Münster,

Telefon 0251 495-431, E-Mail redaktion@unsere-seelsorge.de, www.unsere-seelsorge.de **Titelbild** kemai / photocase.com

Weitere Fotos krizleebear, speednik, o-zero, ginger., like.eis.in.the.sunshine, kallejipp, anpixel, pischare, Cattari Pons, stefan_, kemai, WalC1, piripi, arzt, javimerinocreativo, xxee. Alle Bilder von photocase.com.

Einzelbezugspreis 3,50 Euro **Jahresabonnement** 12 Euro

ZKZ 74165 ISSN 1863-7140

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



zu allen Zeiten ist Vertrauen ein Thema, das die Menschen beschäftigt. Ohne Vertrauen sind Beziehungen und Bindungen unmöglich. Das gilt für den privaten wie für den beruflichen Bereich, für Kirche und Staat, für Parteien und Vereine, Gruppen und Initiativen. Diese Ausgabe von „Unsere Seelsorge“ beschäftigt sich mit dem Vertrauen in der katholischen Kirche zu einem Zeitpunkt, zu dem einerseits Menschen daran zweifeln, dass Katholiken noch vertrauenswürdig sind, oder „der Kirche“ das Vertrauen entzogen haben und ihr den Rücken zukehren; andererseits wir in unserem Bistum Münster mit einem Pastoralplan zu arbeiten beginnen, der auf das gegenseitige Vertrauen setzt.

Aus vielen Perspektiven wird dieses Thema reflektiert. Eigene biografische Erfahrungen der Autorinnen und Autoren kommen ebenso zur Sprache wie anthropologische, psychologische, soziologische und theologische Überlegungen. Zum Diskurs über die Vertrau-

enskrise einen konstruktiven Beitrag zu leisten, ist das Anliegen. Wie immer geben die Artikel die Meinung der jeweiligen Autorin und des jeweiligen Autors wieder. Beim Thema Vertrauen geht es nicht ohne Stimmungen und Gefühle. Neben Gedanken wirken auch und gerade diese in unserer Kirche. Diese Emotionen und Empfindungen müssen geäußert und bearbeitet werden.

Einige angefragte Autorinnen und Autoren wollten sich zu diesem Thema nicht äußern. Mangelnde Zeitressourcen, aber auch die Brisanz des Themas hemmten. Umso mehr danke ich allen, die mit ihrem Artikel zum Austausch über das Vertrauen in und zu der Kirche beitragen. Mein besonderer Dank gilt denjenigen, die nicht im kirchlichen Milieu arbeiten und uns durch ihren Beitrag trotz aller Vorbehalte unterstützen, indem sie mit uns als Kirche im Gespräch bleiben.

Wo das Vertrauen schwindet, wachsen Aggressionen auf der einen und Ängste auf der anderen Seite. Vertrauensmissbrauch verursacht Hass;

Vertrauensmangel bewirkt Ängste, die dazu führen, dass sich immer häufiger Menschen umfassend absichern und immer seltener ihrem Gewissen folgen und für ihre Entscheidungen verbindlich Verantwortung übernehmen. In diese Situation hinein sei nicht nur im „Jahr des Glaubens“, dem Themenjahr der katholischen Kirche für 2013, vor allem anderen daran erinnert: Gott vertraut den Menschen von Anfang an und immer wieder. Was Menschen bewirken können, wenn sie auf Gott vertrauen, hat jüngst Papst Benedikt XVI. durch seinen Rücktritt eindrucksvoll bewiesen. Das Vertrauen in Gott und das Vertrauen Gottes in den Menschen zu bezeugen, ist Kernauftrag der Kirche. Dass dieses Heft dazu beitrage, mit innerer Freiheit und Gottvertrauen auf die Wirklichkeit, in der wir uns persönlich, kirchlich und politisch befinden, zu sehen, sie zu bejahen und zu gestalten, wünscht von Herzen



Pater Manfred Kollig SSCC
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Leiter der Hauptabteilung Seelsorge



Wider die Angst vor dem Abenteuer des Geistes

Wege aus der Vertrauenskrise

Nach Wegen aus der Vertrauenskrise zu fragen, verlangt zuerst sich zu vergewissern, um was für eine Krise es geht, Auslöser und Ursachen zu erkennen – wie bei einer gründlichen medizinischen Untersuchung, in der nicht nur eine Krankheitsdiagnose gestellt, sondern auch die Vorgeschichte des Patienten erkundet wird. Eine aussichtsreiche Therapie kann nur eingeleitet werden, wenn dieser – oft schmerzhaft und belastend – Klärungsprozess vorausgeht. So ähnlich muss angesichts der Krise vorgegangen werden, um deren Überwindung in der katholischen Kirche seit Jahren gerungen wird. Wenn sie eine „Vertrauenskrise“ genannt wird, ist das schon eine Diagnose – aber wie ist es dazu gekommen?

Das Jahr 2010 könnte als Jahr des globalen Kontrollverlustes in die Geschichte eingehen: Vulkanasche aus Island legte den internationalen Flugverkehr lahm, ein katastrophales Erdbeben vernichtete die Reste gesellschaftlicher Ordnung auf Haiti, Milliarden Liter Öl flossen aus einem unprofessionell betriebenen Bohrloch im Golf von Mexiko und verseuchten auf Jahre Küsten, Gewässer, Lebensräume für Mensch und Tier in der Region. Verheerende Wald- und Torfbrände in Russland ließen die Sterblichkeitsrate binnen Tagen um mehr als 100 Prozent steigen. Die globale Finanz- und Wirtschaftskrise löste bisher nicht eingeholte Gefährdungen des politischen und wirtschaftlichen Gefüges aus. Selten ist das Vertrauen in die Verlässlichkeit unserer Lebensgrundlagen, in die Verfügbarkeit lebenswichtiger Ressourcen, in die Beherrschbarkeit moderner Technologien und in die Funktionstüchtigkeit unserer gesellschaftlichen Institutionen von so vielen Seiten gleichzeitig so umfassend und so tiefgreifend erschüttert worden wie in diesem einen Jahr – die Wirkungen dauern an und setzen sich fort.

Zugleich mit den ökologischen, politischen und ökonomischen Erschütterungen wurde 2010 zum annus horribilis für die Kirche in Deutschland: Im Januar 2010 wurden die ersten Fälle sexuellen Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen durch Geistliche am Berliner Canisius-Kolleg veröffentlicht. Dies löste eine Serie von „Erdbeben“ in Kirche und Gesellschaft aus. Ein Tabu war gebrochen. Abgründe von Schuld und Sünde taten sich auf, die eine zivilisierte Gesellschaft – und erst recht eine Kirche, die nicht nur von Insidern als moralische Instanz geschätzt wurde – bisher sorgfältig zu verbergen gewusst hatte. Zu erfahren, dass sexueller Missbrauch nicht allein ein kircheninternes Problem ist, erleichterte nicht die Last, die Schuld und die Scham, die Täter, Mitwisser und Mitverantwortliche und letztlich alle, die der Kirche zugehören, angesichts der Enthüllungen zu tragen hatten und weiterhin zu tragen haben. Fragen wurden gestellt: Wieso fielen wir „aus allen Wolken“? Wieso hatte kaum

jemand früher hingesehen, eher nachgefragt? Wieso hatte niemand zugehört, wenn Opfer sich Gehör zu verschaffen suchten – als hätte es nicht schon zuvor dramatische Wellen von Enthüllungen in der katholischen Kirche der USA, Irland und anderswo gegeben?

Der Auftrag als Maßstab

Das Zweite Vatikanische Konzil sagt, die Kirche sei „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“, Nr. 1). Damit ist grundlegend Wichtiges angesprochen: Die Kirche ist nicht für sich selbst da, sondern um den Menschen das Evangelium anzubieten, Christus als „das Licht der Völker“ zu verkündigen. Gut geht es ihr nur, wenn sie sich auf diesen Auftrag konzentriert, wenn sie mit dem Solidaritätsprogramm des Zweiten Vatikanischen Konzils für die Jüngerinnen und Jünger Christi ernst macht: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen ihren Widerhall fände. Ist doch ihre

Bestimmung nachzukommen, muss sie sich unbequemen Einsichten, der Diagnose ihrer Krankheit, stellen. Worin besteht die Krankheit? Deren Wirkung ist leichter zu benennen als die Ursachen: Ein rapider Verlust von Vertrauen und Glaubwürdigkeit zehrt die Kirche aus. Die „Missbrauchs-krise“ scheint – wie das Fieber bei einer krankhaften Entzündung im Körper – eher ein Krisensymptom als die eigentliche Ursache zu sein.

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Nichts wird verharmlost. Alle Opfer, die danach verlangen, müssen gehört und anerkannt, ihre „Fälle“ rechtlich und moralisch aufgearbeitet, Täter in einem fairen Verfahren zur Rechenschaft gezogen und geeignete Wege zur Prävention und Verhinderung neuer Verbrechen eingeschlagen werden. Aber die kirchliche Krankenakte darf nicht geschlossen werden, wenn alle aufgedeckten Fälle sexuellen Missbrauchs aufgeklärt, Täter zur Rechenschaft gezogen und Opfer gehört, gewürdigt und entschädigt sein werden. Die Symptomatik der sexuellen Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen, die durch Priester und Ordensleute in pädagogischen und pastoralen Handlungsfeldern verübt, und die Art und Weise, wie in der Institution Kirche lange Zeit damit umgegangen wur-

» Ist die Kirche in erster Linie mit sich selbst beschäftigt, ist schon das ein Krankheitssymptom.

Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist.“ (Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“, Nr. 1).

Anamnese und Diagnose

Ist die Kirche in erster Linie mit sich selbst beschäftigt, ist schon das ein Krankheitssymptom. Sie läuft Gefahr, ihren Auftrag und ihr Ziel zu verfehlen; sie ist nicht mit sich selbst im Reinen und nicht „ganz bei Trost“. Um wieder gesund zu werden und ihrer eigentli-

de, lässt erkennen, dass noch mehr aufzuarbeiten ist als die schändlichen Übergriffe. Einer Heilung der Kirche von ihrer Krankheit muss eine gründliche Anamnese vorausgehen:

Lebensferne Sprachunfähigkeit

Zwischen dem Umgang mit menschlicher Sexualität in der kirchlichen Lehre und dem Fehlen einer Kultur der Kommunikation über Leiblichkeit, Intimität und Sexualität einerseits und der Problematik sexueller Gewalt andererseits gibt es einen Zusammenhang. Die Lebensferne der kirchlichen Sexualdoktrin und die weitgehende

Sprachunfähigkeit angesichts der menschlichen Beziehungswirklichkeiten in ihren körperlichen, sexuellen, seelischen und geistigen Dimensionen haben dazu geführt, dass sehr viele Menschen, auch treue Katholikinnen und Katholiken, ihrer Kirche in dieser Hinsicht keine Kompetenz mehr zutrauen und von ihr keine Orientierung mehr für ihre persönliche Lebensführung erwarten.¹ Die Kluft zwischen katholischer Sexuallehre und Lebenserfahrung verweist auf ein tief verwurzeltes Problem; daran vorbeizusehen fördert, zumal in kirchlichen Dienstverhältnissen, eine unerträgliche Doppelmoral.²

Verzerrtes Kirchenbild

Die lange Zeit übliche Praxis des Vertuschens und Verdrängens von Fällen sexueller Gewalt durch Priester und Ordensleute hat Relikte eines theologisch überholten Verständnisses der Kirche als einer „societas perfecta“ (einer „vollkommenen Gesellschaft“) freigelegt, die nach eigener Ordnung und Vollmacht agiert und Probleme in den eigenen Reihen ausschließlich mit ihren eigenen Mitteln – ohne Beteiligung der staatlichen Justiz oder ohne angemessene Berücksichtigung humanwissenschaftlicher Erkenntnisse zu lösen trachtet. Solche Selbstabschließung gegenüber der „säkularen“ Wirklichkeit widerspricht dem eben in Erinnerung gerufenen, vom Zweiten Vatikanum betonten Selbstverständnis der Kirche als „Sakrament“. Hinter einer solchen, im ungunstigen Sinne „selbstgenügsamen“ Vorstellung steckt ein verzerrtes Bild von der „Heiligkeit“ der Kirche. Es gerät zur Ideologie, wenn aus Sorge um das Ansehen der „heiligen Kirche“ deren geschichtlich offenkundige und theologisch unabweisbare „Sündigkeit“ ausgeblendet bleibt, als ob die Kirche als Ganze von den Fehlern und Sünden ihrer Mitglieder und Repräsentanten unberührt bleiben könnte. Heilig ist im strengen Sinn nur Gott; die Kirche kann (ebenso wie vorbildlich lebende Christenmenschen) nur „heilig“ genannt werden, wenn die Fähigkeit und Bereitschaft zur Umkehr mitgedacht wird. Auch in der Kirche wirken – das hat die „Missbrauchskrise“ einmal mehr

unübersehbar gezeigt – „Strukturen der Sünde“. Das „Handeln nach Kirchenraison“ (Ernst Wolfgang Böckenförde) ist ein Ausdruck solcher struktureller Sünde: Es ordnet der Wahrung des Ansehens der Kirche nach außen hin alles andere unter, vor allem das Recht und den Schutz der Opfer. Solche Handlungsmuster beleuchten fragwürdige Macht- und Kommunikationsstrukturen in der Kirche. In ihnen zeigt sich eine tief sitzende Angst vor Kontrollverlust und ein Mangel an Vertrauen in Gottes Wirken in der Geschichte – auch in der Geschichte der Kirche.

Hausgemachte Blockaden

Der Verlust von Vertrauen und Glaubwürdigkeit hat den Weg der Kirche konkret zur Frage werden lassen. Viele haben diese Frage für sich durch Austritt beantwortet – und oft genug niemanden gefunden, der sich ihre Argumente auch nur hätte anhören wollen. Viele andere halten trotz allem an der Hoffnung auf Reformfähigkeit der Kirche fest; sie bringen ihre Sorge und ihre Erfahrungen in konstruktiver Kritik zur Ausdruck. Es ist ein schwer wiegendes Missverständnis, den Kritikerinnen und Kritikern „von innen“ Destruktivität, einen Mangel an Kirchlichkeit und Spiritualität vorzuwerfen, wie es leider allzu oft geschieht. Sollen

» Es ist unerlässlich, die Stimme der Gläubigen als einen möglichen Ort der Artikulation des Geistes Gottes wahrzunehmen.

Vertrauen und Glaubwürdigkeit nach innen und außen wieder gewonnen werden, führt kein Weg daran vorbei, die „Reformkräfte“ an der kirchlichen Basis, ihre Erwartungen und die Artikulation ihrer Sorgen um die Kirche ernst zu nehmen. Ihre Erfahrungen und ihre Bereitschaft zur Mitverantwortung sind eine Quelle echter Erneuerung.

Welches Potenzial – trotz aller Enttäuschung immer noch – vorhanden ist, zeigt sich unter anderem in dem von den Deutschen Bischöfen verantworteten „Gesprächsprozess“, in den Initiativen des Zentralkomitees der deutschen

Katholiken, in diözesanen Prozessen wie der „Initiative Pfingstbrief“ des Diözesankomitees im Bistum Münster – und in einer Reihe kritischer Initiativen wie der österreichischen Pfarrerinitiative und dem Memorandum der Theologinnen und Theologen. Damit es gelingt, das Vertrauen in die Reformfähigkeit und Reformwilligkeit der Kirche – besonders das der Ortskirche – zu stärken oder wiederherzustellen, ist es unerlässlich, die Stimme der Gläubigen als einen möglichen Ort der Artikulation des Geistes Gottes wahrzunehmen. Die unterschiedlichen Verantwortlichkeiten – der Kirchenleitung, der Gläubigen in Gemeinden, Verbänden und Initiativen, der Theologinnen und Theologen – gilt es wechselseitig anzuerkennen und „auf Augenhöhe“ miteinander umzugehen.

Therapie: prüfen, ob es der Liebe Gottes Ausdruck verleiht

Die Kirche sagt von sich selbst, sie sei „semper reformanda“, stets der Erneuerung bedürftig. Diese Einsicht beim Wort zu nehmen, verlangt eine gründliche Revision der kirchlichen (Macht-) Strukturen und eine Auseinandersetzung mit den hausgemachten Blockaden der beanspruchten Reformfähigkeit. Die Kirche steht jetzt vor der Herausforderung zu zeigen, dass sie wirklich umkehren kann. Sie wird es können,

wenn sie sich auf ihre eigentliche Daseinsberechtigung besinnt: die Verkündigung des Evangeliums, den Glauben an den befreienden Gott Jesu Christi. Dieser Glaube lebt nicht von ängstlicher Sorge um die Bewahrung eines kirchlichen Status quo, um die Konservierung historisch bedingter Strukturen, Hierarchien, Ämter und Ausdrucksformen, sondern er prüft alles dies an der Frage, ob es der Liebe Ausdruck verleiht, mit der Gott seine Menschen liebt. An diesen Gott zu glauben, bedeutet auch: seinen Menschen den verantwortlichen Gebrauch ihrer Freiheit zuzutrauen und sie als mündige Christinnen und

Christen ernst zu nehmen. Diese Lektion neu zu lernen, kann die Kirche auf ihrem Weg aus der Vertrauenskrise einen großen Schritt voranbringen: Es kann zu mehr Beteiligung der gläubigen Frauen und Männer an kirchlicher Verantwortung führen und eine dringend zu entwickelnde Kultur des notwendigen Streitens um die Auslegung des Glaubens und um Modelle des guten Lebens fördern; es ist ein guter Maßstab für eine Beziehungsethik aus dem Geist des Evangeliums³ und eine Ermutigung zur Überwindung einer lebensfernen Verbotsmoral.

Von der Angst vor Veränderung zum Vertrauen auf Gottes Geist

Ein Weg aus der Vertrauenskrise ist im Kern ein geistlicher Weg von der Angst vor Veränderung zum Vertrauen auf das eigensinnige Wirken des Geistes Gottes, der sich von nichts und niemandem vorschreiben lässt, wann, wo und wie er wirkt. In diesem Sinne ist es ein Weg der Liebe zur Kirche als Projekt Gottes. Diese Liebe ist nicht blind, sondern hell-sichtig. Sie befähigt dazu, durch die von

Strukturen der Sünde entstellte Gestalt der Kirche hindurch neu zu entdecken, was die Kirche um des Evangeliums willen sein soll. Nur in der Freiheit der Kinder Gottes kann sie wachsen und gedeihen oder wie Madeleine Delbrél es beschreibt: „Unsere Liebe zur Kirche verpflichtet uns nicht, in Aktionsformen und unter Vokabeln zu handeln, die offiziell kirchlich sind, wohl aber den Mut zu haben, unsere Lebensrinde aufbrechen zu lassen, damit in die Knospe der Liebe, die unsere Berufung darstellt, unser Lebenssaft einströme. Unsere Aufgabe ist nicht, eine Knospe aufs Papier zu malen nach dem Modell einer anderen; ein Schössling sprießt von innen. Sind wir den Imperativen der evangelischen Liebe wahrhaft treu, so können wir die Knospe sein, die Gott heute will, innendurch mit dem Stamm verbunden, Blatt auf Blatt entfaltend, auch bereit, abgerissen zu werden, falls sie unzeitgemäß ist, nie sicher, aus uns selber für morgen Recht zu behalten, sicher aber, dass es nicht zwei ‚Heilige Geister‘ gibt, dass es nicht schlimm ist, wenn wir uns einmal täuschen,

falls man weiß, dass man irren kann, aber dass die Angst vor dem großen Abenteuer, die Angst vor jenem Geist, von dem man nicht weiß, woher er weht und wohin er treibt, unser größter Mangel an Liebe für die Kirche wäre.“⁴

¹ Vgl. u. a. Michael N. Ebertz: Wie kommunizieren Katholiken? Der neueste Trendmonitor zeigt wachsende Gräben, in: Herder-Korrespondenz 64 (2010) 344 – 348.

² Vgl. dazu Gerhard Kruij: Glaubwürdigkeit und moralische Autorität, in: Ders./ Marianne Heimbach-Steins / Saskia Wendel (Hg.), „Kirche 2011: Ein notwendiger Aufbruch“. Argumente zum Memorandum, Freiburg i. Br. 2011, 114 – 124.

³ Vgl. Karl-Wilhelm Merks: Von der Sexual- zur Beziehungsethik, in: Konrad Hilpert (Hg.): Zukunftshorizonte kirchlicher Sexuallehre. Bausteine zu einer Antwort auf die Missbrauchsdiskussion (QD 241), Freiburg 2011, 14 – 35.

⁴ Madeleine Delbrél: Liebe zur Kirche, in: Dies., Wir Nachbarn der Kommunisten. Diagnosen, Einsiedeln 1975, 118 – 124 (Zitat: 123f.).

Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins leitet seit 2009 das Institut für Christliche Sozialwissenschaften an der Universität Münster. Sie gehört der Arbeitsgruppe „Menschenwürde“ der Deutschen Kommission Justitia et Pax an und ist Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK).



Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins
m.heimbach-steins@uni-muenster.de



Quo vadis, Kirche?

Wie Kirche wieder glaubwürdig werden kann

Zweifellos hat das Jahr 2010 in Deutschland eine zutiefst irdische, wenn nicht unterirdische Kirche vor Augen gestellt. In einem für jeden Skandal typischen Dreischritt von - wirklicher oder bloß unterstellter - moralischer Verfehlung hochgestellter Personen oder Institutionen, attraktiver und zugleich abstoßender Enthüllung sowie einer spontanen Bewegung der kollektiven Entrüstung oder Empörung, die den Skandalversuch erst zum Skandal werden lässt, eröffnete sich ein Einblick: sowohl in eine Art „Unterwelt“ der Kirche, ein „Schattenreich von normativ nicht gedeckten“ Handlungen¹, als auch in die Tiefe der moralischen Ordnung unserer Gesellschaft selbst. Versucht man Ausmaß und Auswirkung jener Skandalisierung des Jahres 2010 zu bestimmen, so demonstrierte sie vor unser aller Augen die Macht der gesellschaftlichen Moral, ja die Vormacht dieser profanen Moral über die Kirche. Damit wurde massiv ihr gesellschaftlicher Status verschoben.

Status- und Vertrauenskrise

Diese Statuskrise geht mit einer Vertrauenskrise einher. Eines der Fundamente der Kirche und ihres pastoralen Sendungsauftrags heißt Vertrauen. Denn die Verkündigung der religiösen Botschaft, darauf verweist Hartmann Tyrell¹, hat ja etwas „Unerhörtes“, „kaum Glaubliches“, „Worte des ewigen Lebens“ zum Thema. Hinzu kommt: Die Menschwerdung Gottes, die Wiederkunft Christi, Himmel, Hölle, Fegefeuer sind nicht durch sinnliche Wahrnehmung bestätigbar. Damit haftet der religiösen Kom-

munikation ein Mangel an. Beides muss kompensiert werden. Dies geschieht unter anderem durch Vertrauen, weshalb die Arbeit am Vertrauen (und die Verhinderung von Misstrauen) eine der fundamentalsten pastoralen Grundaufgaben und eine der wichtigsten Voraussetzungen der Rezeption und Akzeptanz der Kommunikation der Frohen Botschaft ist. Wie aktuelle Umfrageergebnisse zeigen, ist die katholische Kirche weiter in die Vertrauenskrise geraten, die vermutlich so schnell nicht zu überwinden sein wird.

Die Status- und Vertrauenskrise der Kirche ist nur dadurch zu bearbeiten, dass sie einen neuen „Kontrakt“ mit der Gesellschaft schließt: aus den Fehlern lernt und die Standards des in unserer Gesellschaft akzeptierten Zivilisationsniveaus anstrebt. Hierzu gehört schon die Wahrnehmung und Wertschätzung von durchaus vorhandener Moralität – auch Religiosität und Spiritualität – in der Gesellschaft, sie ist eben keine bloße „Spaßgesellschaft“. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung findet es sogar „gut, dass es die Kirchen gibt“². Die

Wiedergewinnung von Vertrauen muss beim Institutionsvertrauen ansetzen und darf, beziehungsweise kann sich nicht auf Personenvertrauen beschränken. Institutionsvertrauen lässt sich in mehreren Dimensionen entfalten.³

Dimension der Werte

Spätestens seit den Vorfällen des sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche wird deutlich, dass durchaus auch in den Reihen der Bischöfe die Frage zirkuliert, ob die Art und Weise, wie das Personal lebt und arbeitet, den kirchlichen Werten förderlich ist, die allerdings nicht eindeutig definiert sind. Es gibt eine gewisse Werte-Spannung, die bereits einen Dissens auch

lisiert, nämlich „das Gute“ (vgl. Röm 12, 21) in die Welt bringen will. Die auch in Deutschland aufgedeckten Missbrauchsfälle sind allerdings alles andere als das selbst beanspruchte „gute Gut“, sondern das Gegenteil hiervon, geschehen an einem der schwächsten Glieder der Gesellschaft, das zugleich eine hohe kirchliche und gesellschaftliche Bedeutung hat: am Heranwachsenden. Es sind somit negative Leistungen, die der Kirche vorgeworfen werden und die sie sich selbst vorwerfen muss, nämlich Vergehen mit der Schwere von kriminellen Formen abweichenden Verhaltens. Wenn es stimmt, dass „Kinder und Jugendliche Priestern in besonderer Weise vertrauten“ (Die Tagespost

Dabei nahmen die „nam(en)haften“ Akteure in führenden Kirchenpositionen selten eine Selbstthematizierung im Zusammenhang mit dem Missbrauchsthema vor, sondern schienen die ihnen unterstellten „Namenlosen“ zu beschuldigen und sich – gleichsam stellvertretend – für sie zu schämen, oder sie nahmen gar keine Stellung. Auch hier war keine einheitliche Kommunikation erkennbar, ja es sah sogar manchmal so aus, als ob ein Wettkampf zwischen den kirchlichen Positions- und Rolleninhabern geführt worden wäre. Vertrauen wurde hier dadurch erschüttert, dass es wiederum keine gemeinsame „moralische“ Repräsentation der Werte in dem je individuellen Verhalten gab, sei es in dem Verhalten der klerikalen Täter noch im Verhalten der Bischöfe und anderer Vorgesetzter zu den Tätern. Es fand ein zweifacher „Verrat“ statt, einmal hin zu den Kindern und Jugendlichen, dann aber auch auf einer kommunikativen Ebene innerhalb der kirchlichen Hierarchie, nämlich von oben nach unten.

» Vertrauen zur Institution bleibt an die Beobachtung des Verhaltens [dieser] Repräsentanten der Institutionen gebunden.

zwischen den deutschen Bischöfen indiziert. Das Verhalten der Kirchenführer, das von der Tabuisierung über das Versetzen der Täter bis hin zu ihrer Anklage reichte, scheint im Lichte ihrer eigenen Werte/Leitidee unverständlich.

Für eine weiter lernende Kirche wird es darauf ankommen, Verfahren zu entwickeln, die für die Institution Kirche als einheitlich geltende Werte definiert und kommuniziert werden.

Dimension Leistungen

Kirchen nehmen öffentliche Güter und somit Leistungen als Vertrauensgabe für ihrerseits selbst in der Gesellschaft erbrachte Leistungen in Anspruch. Offensichtlich orientiert sich eine „Vertrauensgabe“ stark am „Output“, also an der Leistungsfähigkeit einer Institution. Nun tritt die Kirche als Organisation in all ihren Aufgaben, die sie in der geistlichen Kommunikation, in der Seelsorge und in ihren Leistungen für andere gesellschaftliche Teilsysteme, etwa das Erziehungs- und Bildungssystem, erbringt, mit einem Anspruch auf, der nicht nur reflexiv und argumentativ als „Wertbegründung“ zum Ausdruck kommt, sondern sich auf der Leistungsebene selbst gewissermaßen materia-

25.2.2010), so der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, dann wird die in die kirchlichen Leitungsrollen gesetzte Vertrauensgabe zur Vertrauensenttäuschung, zum Vertrauensbruch. Für eine weiter lernende Kirche wird es darauf ankommen, Maßnahmen der Qualitätssicherung und der Qualitätsentwicklung im Licht des Evangeliums voranzutreiben. Hierzu ist eine Dauerdynamik und Dauerreflexion von Nöten, die auch Leistungsmängel als solche benennt, um sie in solchen Prozessen zu bearbeiten.

Dimension Personal

In der Dimension „Personal“ fällt auf, dass im Zusammenhang mit dem Missbrauchsskandal ein ganzes „Ensemble“⁴ unterschiedlicher kirchlicher Positionsinhaber auf die „Bühne“ trat: Vom Papst angefangen über einzelne Bischöfe bis hin zu einfachen Christen und Kirchenmitgliedern. Vertrauen zur Institution bleibt allerdings auch „an die Beobachtung des Verhaltens [dieser] Repräsentanten der Institutionen gebunden und an den Grad, in dem diese die durch die Institutionen symbolisierten Leitideen realisieren“⁵. Je höher die Position der Persönlichkeiten war, desto öfter waren ihre Namen 2010 in der Presse zu lesen.

Für eine weiter lernende Kirche wird es darauf ankommen, dass ihr Personal lernt, auch in schwierigen Zeiten als Einheit aufzutreten und Verfahren zu entwickeln, die gleichwohl einen kultivierten und nach innen und außen transparenten Umgang mit Schuld ermöglichen.

Dimension Normen

Zu den schon oben benannten Dissensen scheint es noch weitere zwischen den Repräsentanten der Kirche zu geben. Zum einen haben sie einen Dissens hinsichtlich der Qualifizierung der Normverletzung, denn die Bezeichnungen reichen in der Berichterstattung 2010 von „Vergehen“ bis hin zu „Verbrechen“, außerdem sind sie sich nicht einig in der Schuldfrage. Ist es die Schuld des Individuums oder der Institution?

Für eine weiter lernende Kirche wird es darauf ankommen zu begreifen, dass die Kirche Kulturen und Strukturen der Sünde besitzt, eine „sündige Kirche“⁶ ist und nicht nur eine „Kirche der Sünder“ (Karl Rahner). Damit ist das Postulat verbunden, spezifisch organisa-

tionsethische Verfahren und kollektive Schuldanerkenntnisse zu entwickeln.

Dimension Sanktion

Normen gelten nicht zuletzt auch dadurch, dass sie durch Sanktionen geschützt werden, die im Normverletzungsfall auch ausgelöst werden. Wo Normen sind, ist Zuwiderhandeln immer mitgedacht. Nicht das Zuwiderhandeln und sein Bekanntwerden schwächen das Institutionsvertrauen, sondern wenn in solchen Fällen Sanktionen ausbleiben. Es ist anzunehmen, dass die Kirche nicht zuletzt auch dadurch einen Vertrauensverlust erfahren hat, als ihre führenden Repräsentanten besonders in Bezug auf den sexuellen Missbrauch oft einräumen mussten, dass Sanktionen im Falle sexueller Missbrauchshandlungen häufig unterlassen wurden. Dieses Sanktionsversagen von kirchlichen Leitungskräften setzte sich dadurch fort, dass es selbst zumeist unsanktioniert blieb. Wo es dennoch geschah, wurden Normen der Sanktionierung nicht offengelegt. Auch bleibt unthematisiert, wie die „Sanktionsversager“ entdeckt und registriert wurden.

Für eine weiter lernende Kirche wird es darauf ankommen, ein innerkirchliches Strafgesetz aufzubauen und zu lernen, dass festgelegte Strafmaße nicht notwendigerweise dem Prinzip der Barmherzigkeit entgegen stehen.

Dimension Kontrolle

Es geht also um Kontrolle von abweichendem Verhalten, aber nicht nur: Die Dimension der institutionellen Kontrolle meint ein Spektrum des Registrierens normgerechten und abweichenden Verhaltens, des Bewertens dessen, bis hin zu seiner positiven beziehungsweise negativen Sanktionierung; ausgeführt nicht selten im Kontext von Organisationseinheiten, Gremien oder Teams. Im Zusammenhang mit den kirchlichen Missbrauchsfällen kamen oftmals Beraterinnen und Berater von außen dazu. Auch einzelnen Bischöfen kommen in ihrer traditionellen Leitungsverantwortung solche Kontrollfunktionen zu. Aber wer kontrolliert wieder diese? Der Papst in Rom ist weit weg, und seine Kurie scheint selbst Kontrolldefizite zu haben, auch untereinander. Für eine weiter lernende Kirche wird es darauf ankom-

men, ein bestimmtes Maß an Gewaltenteilung oder institutionalisierten „Miss-trauens“⁷ einzuführen, das auch Kritik des kirchlichen Führungspersonals nicht dem Verdacht kleiner und großer „Majestätsbeleidigungen“ aussetzt.

Dimension Verfahren

Erstaunlich oft konnte man im Jahr 2010 in der Presse das Wort „Impulse“ lesen, die angeblich strukturelle Veränderungen vorantreiben sollten. Verfahrensvorschläge, darunter auch „spirituelle Vertiefung“, konnten jedoch nur als Wunsch geäußert werden, da die Kontrolle der Bischöfe aufgrund fehlender unmittelbarer Vorgesetzter (der Vorsitzende der Bischofskonferenz hat keine Sanktionsgewalt) nur sehr schwer realisierbar ist. Außerdem wurde deutlich, dass es oft kein adäquates und geregeltes Umgehen mit Verfehlungen in den eigenen Reihen gab. Für eine weiter lernende Kirche wird es darauf ankommen, im Rahmen festgelegter Prozeduren mit Devianzen – auch von Vorgesetzten – umzugehen und diese gegebenenfalls zu sanktionieren.⁸

¹ Karl Otto Hondrich, Enthüllung und Entrüstung, Frankfurt 2002

² Religiöse Kommunikation. Auge, Ohr und Medienvielfalt, in: Ders., Soziale und gesellschaftliche Differenzierung. Aufsätze zur soziologischen Theorie, Wiesbaden 2008, 251-314

³ so die Studie des Zentrums für kirchliche Sozialforschung: Was glauben die Hessen?, Freiburg 2012

⁴ vgl. Rainer M. Lepsius, Vertrauen zu Institutionen, in: Stefan Hradil (Hg.), Differenz und Integration, Frankfurt/New York 1997, 283-293

⁵ Erving Goffman, Wir alle spielen Theater, München 2009

⁵ Rainer M. Lepsius, Vertrauen zu Institutionen, in: Stefan Hradil (Hg.), Differenz und Integration, Frankfurt/New York 1997, 289f

⁷ Karl Rahner, Sündige Kirche nach den Dekreten des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: Ders., Schriften zu Theologie VI, Einsiedeln 1965b, 321-247

⁸ vgl. Martin Endress, Vertrauen und Vertrautheit, Bielefeld 2002

Lucia A. Segler arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für kirchliche Sozialforschung (ZEKIS) sowie im Institut für Angewandte Forschung, Entwicklung und Weiterbildung an der Katholischen Fachhochschule Freiburg.



Lucia A. Segler
lucia.segler@kh-freiburg.de

Prof. Dr. Dr. Michael N. Ebertz ist Professor für Sozialpolitik, freie Wohlfahrtspflege und kirchliche Sozialarbeit an der Katholischen Fachhochschule Freiburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Kirchen-, Religions- und Kultursociologie sowie Pastoraltheologie.



Prof. Dr. Dr. Michael N. Ebertz
ebertz@kfh-freiburg.de



Die Krise des symbolischen Vertrauens

Anmerkungen zur Gottesmüdigkeit in der spätmodernen Gesellschaft

Für den Psychologischen Psychotherapeuten Dr. Thomas Polednitschek ist die Ursache für die Vertrauenskrise der katholischen Kirche die Krise des symbolischen Vertrauens in der spätmodernen Gesellschaft. Der Autor macht eine „Glaubenskrise“ aus, die in Wahrheit die Krise des symbolischen Vertrauens in die Autorität der katholischen Kirche ist, die für sich in Anspruch nimmt, „im Namen des toten Vaters“ zu sprechen.

Autorität besitzt der „lebende Vater“, wenn er „im Namen des toten Vaters“ spricht, weil der „tote Vater“ „der Träger der symbolischen Autorität“ (Žižek) ist. Die „symbolische Autorität“ verkörpert „das Gesetz“, das sagt, was getan und unterlassen werden muss. Jede Autorität lebt von dem Vertrauen in ihre Autorität. Das Vertrauen in die Autorität

des „lebenden Vaters“, der „im Namen des toten Vaters“ spricht, nenne ich im Folgenden mit Slavoj Žižek das „symbolische Vertrauen“. Meine Erfahrung als Philosophischer Praktiker ist: Menschen fehlt es in unseren Tagen an „symbolischem Vertrauen“. Die Folge davon ist: Es geht ihnen wie dem kleinen Pierre Anton in dem Buch von Janne Teller „Nichts was im Leben wichtig ist“. Pierre Anton verlässt eines Tages den Unterricht und setzt sich auf einen Pflaumenbaum, um von dort seine Botschaft an seine Mitschüler zu verkünden. Diese Botschaft ist auch das Motto des Buchs: „Nichts bedeutet irgendetwas, das weiß ich seit langem. Deshalb lohnt es sich nicht, irgendetwas zu tun. Das habe ich gerade herausgefunden.“⁴¹ Das symbolische Vertrauen fehlt den Menschen, für die der „lebende Vater“ keine Autorität mehr ist, der Mensch und Welt ein Gewicht und eine Bedeutung gibt, weil er im Namen des „toten Vaters“ spricht.

Krise des Vertrauens in die Autorität

Der Verlust dieses symbolischen Vertrauens in Westeuropa ist auch ein Problem der katholischen Kirche in Deutschland. Aber nicht die Vertrauenskrise – die europäische „Gottesmüdigkeit“ ist das eigene und eigentliche Problem. Gleichwohl ist es nicht zu bestreiten, dass es diese Vertrauenskrise gibt, und es mag sein, dass der Missbrauchsskandal der Auslöser für die Vertrauenskrise gewesen ist. Ist dieser Skandal aber auch die Ursache der Vertrauenskrise? Ich bestreite dies! Für mich ist es vielmehr so, dass die Ursache für die Vertrauenskrise der katholischen Kirche die Krise des symbolischen Vertrauens in unserer spätmodernen Gesellschaft ist. Der Missbrauch von Priestern und Ordensleuten an Kindern und Jugendlichen hat das Vertrauen in die Autorität der katholischen Kirche massiv beschleunigt, aber das „Verschwinden“ dieses Vertrauens war schon vor dem Missbrauchsskandal an der abnehmenden Zahl der Gottesdienstbesucher und der zunehmenden Zahl der Kircheng Austritte „ablesbar“. Die Krise des symbolischen Vertrauens ist eine Krise des Vertrauens in die Autorität, die „im Namen

» Gesucht wird nur die nicht-autoritäre Autorität, die „im Namen des toten Vaters“ auftritt und deren Rede für das eigene Leben zu einer „Existenzmitteilung“ wird.

des toten Vaters“ spricht, und die Krise des Vertrauens betrifft in Westeuropa alle Personen und Institutionen, die für sich Autorität beanspruchen.

„Im Namen des toten Vaters“ spricht, wer Vermittler der Inhalte des Kollektivgedächtnisses unserer Kultur ist, die eine normative Bedeutung für das Denken und Handeln des einzelnen Menschen haben. Diese für unser Denken und Handeln verbindlichen Inhalte unseres Kollektivgedächtnisses nennt der französische Psychoanalytiker und Philosoph Lacan auch „das Gesetz“. Teil dieses ungeschriebenen „Gesetzestextes“ ist zum Beispiel der Satz aus der „Antigone“ des Sophokles: „Nicht mitzuhasen, mitzulieben bin ich da.“ Papst Benedikt XVI. hat im Mai 2006 bei seinem Besuch in Auschwitz an diesen Satz erinnert. Eine Autorität ist, wer „im Namen des toten Vaters“ spricht, wenn und wo er die „Nachgeborenen“ an die Inhalte des Kollektivgedächtnisses unserer Kultur und Zivilisation erinnert. Die jungen Männer, die im Herbst 2012 den Berliner Fachoberschüler Jonny K. zu Tode prügeln, sind an diese Inhalte nicht mehr erinnert worden. Sie traten noch gegen den Kopf, als er schon am Boden lag. Die „Süddeutsche Zeitung“ schrieb über die Ursachen dieser jugendlichen Gewaltbereitschaft: „Sie liegt im Totalausfall bei Menschenbildung und Erziehung.“⁴² Wie wahr!

Vom Verschwinden der kollektiven Erinnerung

Die Krise des Vertrauens ist in der katholischen Kirche die Krise des Vertrauens in eine Autorität, die in einem Europa „im Namen des toten Vaters“ spricht, das selbst immer mehr dabei ist, Erinnerung in Geschichte zu verwandeln. Die katholische Kirche hat als „Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft“ (Metz) in Westeuropa einen

schweren Stand, wenn und wo der Nazarener für viele Menschen heute lediglich eine Figur unserer Religionsgeschichte, aber nicht mehr die existenzielle Mitte ihres Lebens ist, weil die kollektive Erinnerung längst in der Geschichte „verschwunden“ ist, die Gegenstand von Geschichtsbüchern und Museen ist. Wer heute in unserer „geheimnisleeren Moderne“ (Metz) eine Kerze anzündet, tut dies allenfalls als Tischschmuck, aber bestimmt nicht, weil er in diesem Kerzenlicht eine Erinnerung an das osternächtliche „Lumen Christi“ erblickt.

Unverzichtbar ist die katholische Kirche auf das Vertrauen in ihre Autorität angewiesen. Aber diese Autorität gibt es nicht ohne den „lebenden Vater“, der das „Vermächtnis des toten Vaters“ an die nachgeborenen Töchter und Söhne weitergibt. Autorität besitzt nur der „lebende Vater“, der den Geist und das Erbe des „toten Vaters“ auf eine existenziell glaubwürdige und intellektuell überzeugende Weise an die eigenen Nachkommen weitergibt. Vom „Traditionsabbruch“ muss gesprochen werden, wenn das „Vermächtnis des toten Vaters“ nicht mehr an die nachfolgende Generation überliefert wird. Eben diesen „Traditionsabbruch“ hat es Ende der Sechzigerjahre gegeben. Das Erbe des „toten Vaters“ wurde aber nicht abgelehnt, weil die Botschaft der Religion für obsolet gehalten wurde, sondern was abgelehnt wurde, war deren autoritäre Vermittlung durch ihre Boten. Darum wurde versucht, die Botschaft vom Boten zu „entkoppeln“. Dies führte zu dem gleichermaßen unhaltbaren wie bekannten Satz: „Glaube ja – Kirche nein.“ Mit anderen Worten: Vertraut wurde – zu Recht – nicht länger der autoritären Autorität, die „im Namen des toten Vaters“ auftrat. Die Krise des symbolischen Vertrauens und die heutige Autoritätskrise Westeuropas sind die zwei Seiten der einen

Medaille. Es ist auch im Jahr 2013 nicht so, dass Menschen nicht bereit sind, auf eine Autorität zu hören. Gesucht wird nur die nicht-autoritäre Autorität, die „im Namen des toten Vaters“ auftritt und deren Rede für das eigene Leben zu einer „Existenzmitteilung“ wird.

Bedeutung des Boten der Botschaft

Der Krise des symbolischen Vertrauens entspricht in unseren Tagen die Krise einer katholischen Kirche, die in Westeuropa für unzählige Menschen nicht mehr der autoritative Bote einer Botschaft ist, die für sie durchaus eine existenzielle Bedeutung haben könnte. Damit gleicht die katholische Kirche exakt dem Boten aus der Erzählung von Kafkas „Eine kaiserliche Botschaft“, der „Dich“ mit der Botschaft des Kaisers niemals erreicht, weil eine für den Boten niemals zu überwindende Entfernung „Dich“ und den Boten der Botschaft trennt. „Du aber sitzt am Fenster und erträumst sie Dir, wenn der Abend kommt“,³ heißt es bei Kafka am Ende seiner Erzählung von eben dieser Botschaft. Nur eben dies stimmt für den „letzten Menschen“ Nietzsches gerade nicht! Er „sitzt nicht mehr am Abend am Fenster“ und „wartet auf den Boten des Kaisers“. Der „letzte Mensch“ Nietzsches ist der Mensch des spätmodernen Nihilismus, der nicht länger auf den Boten mit der Botschaft des orthodoxen Christentums wartet, weil er das Ausbleiben dieser Botschaft gar nicht vermisst! Menschen steht heute die Autorität nicht mehr zur Verfügung, der sie vertrauen können, weil die Instanzen und Institutionen für viele keine autoritative Autorität mehr sind, die im Namen der Tradition und Religion auftreten. Ich kenne zum Beispiel aus meiner Philosophischen Praxis nur eine weit über 60-jährige Dame, die regelmäßig den Gottesdienst besucht. Die sogenannte „Glaubenskrise“ ist 2013 in Wahrheit die Krise des symbolischen Vertrauens in die Autorität der katholischen Kirche, die für sich in Anspruch nimmt, „im Namen des toten Vaters“ zu sprechen. Aber diese Vertrauenskrise ist noch nicht das eigene und eigentliche Problem. Denn mit diesem Problem hat die katholische Kirche Anteil an

der Autoritätskrise Europas, die alle Personen und Institutionen erfasst hat, die für sich Autorität beanspruchen. Das eigentliche Problem der katholischen Kirche kommt – im Gegenteil – gar nicht in den Blick, wenn von einer „Vertrauenskrise“ gesprochen wird, weil diese Rede immer unterstellt, dass wir es in Westeuropa mit einer veritablen Kirchenkrise zu tun haben. Eben dies stimmt meiner Überzeugung nach nicht! (Darum sehe ich auch nicht in einem jetzt angestoßenen Dialog den Weg aus der Krise, weil auch er die Kirchenkrise zur Voraussetzung macht.) Das eigentliche Problem ist für mich vielmehr das, was ich vor einigen Jahren die europäische „Gottesmüdigkeit“⁴ genannt habe. Europa ist des Gottes müde geworden, der der Gott Abrahams, Jakobs und eben auch der Gott Jesu war, und Europa ist des biblischen Gottes müde geworden, weil die „frohe Botschaft“ des biblischen Christentums für ihre Hörer schon längst keine Existenzmitteilung mehr ist. Der Glaube aber, dass diese Botschaft ohne den Boten gerettet werden kann, war immer schon falsch an dem Satz: „Glaube ja – Kirche nein!“. Ohne den Boten hat sich im Jahr 2013 die Botschaft des Boten aufgelöst wie eine Aspirin im Mineralwasser. Deshalb hat Johann Baptist Metz Recht, wenn er sagt, dass das Kennzeichen unserer

» Europa ist des biblischen Gottes müde geworden, weil die „frohe Botschaft“ des biblischen Christentums für ihre Hörer schon längst keine Existenzmitteilung mehr ist.

späten Moderne lautet: „Religion ja - Gott nein!“. Damit will ich sagen: 1973 war nicht die Ablehnung der Botschaft des Boten, sondern die Ablehnung des Boten der Botschaft das Thema.

Kollektives Vergessen des biblischen Gottes

40 Jahre später ist in Westeuropa das „Verschwinden“ der Botschaft des Boten das Thema, und wenn ich vom „Verschwinden“ der Botschaft des Boten spreche, dann spreche ich davon, dass das biblisch-christliche Gottesgedächtnis immer weniger eine identitätsstiftende und subjektkonstitutive Bedeu-

tung hat, weil der biblische Gott immer mehr dem kollektiven Vergessen anheim gegeben wird. Für Johann Baptist Metz hat der Mensch der Spätmoderne Gott nicht einfach vergessen, sondern er hat vergessen, dass er ihn vergessen hat. Nur „vordergründig“ ist darum heute das Problem, dass das Vertrauen in die Autorität der Kirche verloren gegangen ist. In Wirklichkeit ist für die katholische Kirche heute die europäische Gottesmüdigkeit das Problem, deren Spiegel das beschädigte symbolische Vertrauen ist. Darum ist die „Vertrauenskrise“ der katholischen Kirche in ihrem Kern eine „Gotteskrise“ (Metz), und es ist – wieder einmal – der „hellsichtige“ Nietzsche gewesen, der schon im 19. Jahrhundert begriffen hat, dass das „gesunkene“ Vertrauen nichts anderes als der Spiegel für die „Gottesmüdigkeit“ unserer Spätmoderne ist. In seiner „Fröhliche(n) Wissenschaft“ schreibt er unter der Nr. 343: „Das größte neuere Ereignis – dass ‚Gott todt ist‘, dass der Glaube an den christlichen Gott ungläubwürdig geworden ist – beginnt bereits seine ersten Schatten über Europa zu werfen. Für die wenigen wenigstens, deren Augen, deren Argwohn (hervorgehoben von Nietzsche) in den Augen stark und fein genug für dies Schauspiel ist, scheint eben irgend eine Sonne untergegangen, irgend ein altes, tiefes Vertrauen

in Zweifel umgedreht; ihnen muss unsere alte Welt täglich abendlicher, misstrauischer, fremder, „älter“ scheinen.“⁵ Im Anschluss an Nietzsche kann, ja muss aus theologischer Perspektive gesagt werden: Die Krise des symbolischen Vertrauens ist der Spiegel für die Gottesmüdigkeit des spätmodernen Egos, denn es ist der Glaube an den Gott Abrahams und Jesu, der die Quelle für das Selbstvertrauen der Subjekte dieses Glaubens ist. Vertrauen ist immer eine Sache des Selbstvertrauens, und Nietzsche erfasst selbst, dass der von ihm verkündete „Tod Gottes“ „das Ende seines Mörders“ (Foucault) nach sich

» Wie könnte die katholische Kirche zukünftig in Europa auf nicht machtförmige Weise die Autorität sein, deren „frohe Botschaft“ Menschen im Angesicht Gottes die Aneignung ihrer Freiheit möglich macht.

zieht. Die „Süddeutsche Zeitung“ zeigte im Herbst 2012 auf ihrer Titelseite die Fotoarbeit von Susan Hiller, in der sich die Menschen aufzulösen scheinen.⁶ Eben dies heißt aber: Verloren gegangenes Vertrauen kann die katholische ecclesia nur zurückgewinnen, wenn

und wo sie dem von seinem endgültigen „Verschwinden“ bedrohten Menschen ihren Widerstand entgegensetzt, indem sie nicht auf eine machtförmige, sehr wohl aber auf eine autoritative Weise die Zeugin ihrer eigenen Wahrheit ist. Darum lautet die Frage: Wie könnte die

katholische Kirche zukünftig in Europa auf nicht machtförmige Weise die Autorität sein, deren „frohe Botschaft“ Menschen im Angesicht Gottes die Aneignung ihrer Freiheit möglich macht und sie so zu selbstbewussten und selbstbestimmten Subjekten werden?

¹ Teller, J.; Nichts, was im Leben wichtig ist. München 2010; Seite 7.

² Süddeutsche Zeitung, Nr.252, 31.10. 2012.

³ Kafka, F.; Eine kaiserliche Botschaft.

In: Hermes, R. (Hrsg.): Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa; Frankfurt/Main 2011, S. 278.

⁴ Vgl. Polednitschek, Th.; Diagnose Politikmüdigkeit. Die Psychologie des nicht-vermissten Gottes; Berlin 2003.

⁵ Nietzsche, F.; Die fröhliche Wissenschaft. In: Colli, G. und M. Montinari (Hrsg.): Morgenröte. Idyllen aus Messina. Die fröhliche Wissenschaft. Kritische Studienausgabe Bd. 3; München 1999; Nr. 343; Seite 573.

⁶ Süddeutsche Zeitung; Heft Nr. 247; 25.10.2012.

Dr. theol. Thomas Polednitschek ist als Philosophischer Praktiker und Psychologischer Psychotherapeut in eigener Praxis in Münster tätig. Er ist Mitglied in der Internationalen Gesellschaft für Philosophische Praxis.



Dr. Thomas Polednitschek
th.polednitschek@t-online.de



Aneinander glauben

Grundlagen mitmenschlichen Vertrauens

„Vertrauen ist uns vertraut. Jeder kennt eigene Beispiele, wie schön und bisweilen schwer es ist, auf Mitmenschen zählen zu können – in der Familie, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz oder eben auch in der Kirchengemeinde. Doch was macht Vertrauen im Kern aus? Warum ist es mehr als eine Wette und nicht bloß eine mehr oder weniger riskante Verhaltensprognose?“ – fragt Prof. Dr. Guido Möllering. Er lehrt Organisation und Management an der Jacobs Universität Bremen und erforscht die Grundlagen mitmenschlichen Vertrauens seit mehr als 15 Jahren.

Wissen und Glauben

Dem Mitbegründer der Soziologie, Georg Simmel, ist schon vor mehr als 100 Jahren klar, dass man Vertrauen nicht allein durch Wissen erklären kann. Doch auch ihm fällt es schwer, in Worte zu fassen, was der besondere Charakter des Vertrauens ist. Simmel hilft sich, indem er auf den religiösen Glauben an Gott verweist, der eben

keine „unvollkommene Stufe des Wissens von ihm“ darstelle, „sondern ein überhaupt nicht in der Richtung des Wissens liegender Gemütszustand“ sei. Selbst in so weltlichen Dingen wie der Wirtschaft und insbesondere der Kreditvergabe ist es nach Simmel „eine sehr feine und tiefe Wendung der Sprache, dass man ‚an jemanden glaubt – ohne dass weiter hinzugesetzt oder auch nur

deutlich dabei gedacht würde, was man denn eigentlich von ihm glaube“.

Aneinander zu glauben, ähnlich dem religiösen Glauben an Gott, ist das zentrale Element des Vertrauens. Simmel bemüht sich, dieses Element noch genauer zu fassen und beschreibt „ein Gefühl, dass zwischen unserer Idee von einem Wesen und diesem

Wesen selbst von vornherein ein Zusammenhang, eine Einheitlichkeit da sei, eine gewisse Konsistenz der Vorstellung von ihm, eine Sicherheit und Widerstandslosigkeit in der Hingabe des Ich an diese Vorstellung, die wohl auf angebbare Gründe hin entsteht, aber nicht aus ihnen besteht“. Mit anderen Worten: Wenn wir jemandem vertrauen, können wir uns gar nicht vorstellen, dass er oder sie unser Vertrauen jemals missbrauchen würde, und wir können auch nur bedingt rational begründen, warum wir uns da so sicher sind. Es ist vor allem ein Gefühl.

Freiräume und Verantwortung

Vertrauen bedeutet, trotz Verwundbarkeit und Ungewissheit fest zu erwarten, dass andere ihre Freiräume kompetent und verantwortungsvoll nutzen. Diese Definition fügt dem Element des Glaubens und dem Gefühl der Sicherheit trotz aller Gefahr noch zwei wichtige Aspekte des Vertrauens hinzu. Erstens setzt Vertrauen Freiräume voraus: Wenn man anderen keine Freiräume lässt, braucht man kein Vertrauen, aber es kann auch kein Vertrauen entstehen. Zweitens ist Vertrauen als positive Erwartungshaltung zwar zunächst arglos, aber keineswegs naiv oder bedingungslos. Erweist sich der Vertrauensnehmer dann doch als inkompetent oder verantwortungslos, kann Vertrauen auch wieder entzogen werden, wenn man eben nicht mehr an den anderen glaubt. Zunächst gibt Vertrauen dem anderen aber die Chance, sich freiwillig als vertrauenswürdig zu erweisen. Und man verliert den Glauben auch nicht schon beim ersten kleinen Problem, sondern kann verstehen, verzeihen, verhandeln und die Beziehung vertrauensvoll fortsetzen. Aber Vertrauen hat Grenzen.

Auch in einer Kirchengemeinde gibt es verschiedene Verantwortungsbereiche (Liturgie, Katechese, Seelsorge, Verwaltung, auch Weihnachtsbasar oder Pfarrfest), die formal den Amtsträgern zugeordnet, aber informell durch einzelne Gemeindeglieder übernommen werden. Das Gemeindeleben hängt stark davon ab, dass man sich aufeinander verlassen kann. Dabei geht es zum

einen um das technische Funktionieren des Gemeindeapparats, mit Blick auf Vertrauen aber vor allem darum, sich in einer sozialen und religiösen Gemeinschaft geborgen und gebunden zu fühlen. Wird eine tiefe Solidarität empfunden und zum Ausdruck gebracht, ist man eher bereit, Freiräume zu gewähren und Fehler zu verzeihen. Wird der zusammen eingeschlagene Weg nicht in Frage gestellt, ist auch ein Abkommen vom Weg noch handhabbar. Diese Prinzipien gelten ebenso für nicht-religiöse Organisationen: Gemeinsame Ziele und Nöte fördern den Zusammenhalt über kurzfristige Belange hinaus. Dieses Miteinander macht uns zu Mitmenschen, die gegenseitig Verantwortung tragen.

Vernunft, Erfahrung und Routinen

Wenn wir Vertrauen als arglosen, doch nicht bedingungslosen Glauben aneinander verstehen, was sind dann die Grundlagen für ein derartiges Vertrauen? Was, wenn nicht die vollständige Transparenz und Kontrolle auf Schritt und Tritt, lässt uns an andere glauben? Die Vertrauensforschung reicht von der Psychologie zur Soziologie und von der Ökonomie zur Philosophie (und Theologie). Sie bietet – stark vereinfacht gesagt – drei Perspektiven an, die jeweils *Vernunft*, *Erfahrung* und *Routinen* als Grundlage des Vertrauens in den Vordergrund rücken.

- Das recht diffuse, aber starke Gefühl der Sicherheit im Vertrauen, das auch Simmel vorschwebt, wird durch *Routinen* gestützt. Die Selbstverständlichkeit, mit der Verhaltensmuster immer wieder durchgespielt werden, zeigt den Menschen an, dass alles „normal“ ist, dass jeder seine Rolle spielt und dass man die anderen nicht hinterfragen muss. Liturgische wie nicht-religiöse Rituale und Traditionen bringen die Gemeindeglieder immer wieder zusammen und geben die Gelegenheit, sich nebenbei zu versichern, dass man noch aneinander und an die gemeinsamen Ziele und Werte glaubt. Vertrauen ist in diesem Sinne keine vorläufige Entscheidung, die immer wieder erneuert werden muss, sondern ein selbstverständliches Selbstverständnis, das nur durch

gravierende Störungen ins Wanken gerät, gleichwohl durch Bekenntnisrituale verfestigt werden kann.

- *Erfahrung* als Grundlage des Vertrauens meint zum einen, dass Menschen lernen, wem sie vertrauen können und wem nicht, und zum anderen, dass der Glaube an andere auch auf die Probe gestellt wird. Frühere Ereignisse prägen Beziehungen in der Art und Weise, wie sie in die Zukunft fortgeschrieben werden. Für Vertrauen ist jedoch wichtig, dass es hierbei nicht nach dem Prinzip „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht...“ geht. Aneinander zu glauben, bedeutet, dass man die Beziehung nicht bei jedem Problem abbricht, sondern dass man Krisen gemeinsam meistert und sich dabei als Menschen besser verstehen lernt. So bleiben auch die gegenseitigen Erwartungen zumutbar, und die offene Verantwortungsbereitschaft – im Gegensatz zum engen Vertrag – kann zur Selbstverständlichkeit werden.

- Die *Vernunft* als Grundlage des Vertrauens zu sehen, ist zwar eine in der Wissenschaft sehr verbreitete Perspektive, kann jedoch sehr leicht in einen Widerspruch münden, wenn wir mit Simmel annehmen, dass Vertrauen über das Wissen hinausgehen muss, ja wesentlich etwas anderes ist als Wissen. Ist es Vertrauen, wenn ich alle mir bekannten Informationen auswerte und dann ausrechne, dass für einen anderen die Anreize, mich zu betrügen, nicht hoch genug sind und es deshalb relativ unwahrscheinlich ist, dass er mich betrügt? Ist es Vertrauen, wenn ich annehme, dass jemand sich selbst schadet, wenn er mir schadet, und es nur deshalb nicht tun wird? Solche Kalküle stellen Menschen (notgedrungen) an, doch sie stellen eben kein Vertrauen dar. Vertrauen beginnt dort, wo die Vernunft nicht mehr weiterhilft. Wenn wir es genau so sehen, spielt die Vernunft immer noch eine vorbereitende Rolle. So ist auch bei Simmel das Vertrauen nicht völlig dem Wissen entkoppelt.

Unser Glaube an andere bezieht sich also vor allem auf die *verbleibende* Verwundbarkeit und Ungewissheit, auf

die Lücke, die wir mit unserer Vernunft allein nicht schließen können. Die englische Sprache kennt den „*leap of faith*“, und dieser Ausdruck kann helfen, Vertrauen als nicht unvernünftigen, aber durch Glauben – durch ein Gefühl der Sicherheit – ermöglichten Sprung über die Spalten des Zweifels und des Nichtwissens zu betrachten.

Vertrauensbrüche

Was, wenn dieser Sprung misslingt? Wie gehen wir mit eindeutigen Vertrauensbrüchen um? Kann der Glaube an den anderen überhaupt jemals zurückkehren, wenn er einmal tief erschüttert wurde? Kann man Vertrauen reparieren? Angesichts der vielen Lebensbereiche, in denen mittlerweile ein dramatischer Vertrauensverlust beklagt wird, setzt sich auch die Vertrauensforschung inzwischen intensiv mit diesem Thema auseinander. Oft muss leider konstatiert werden: Viele Beziehungen sind nicht mehr zu retten und müssen beendet werden; die Personen müssen ausgetauscht werden und man fängt noch einmal von vorne an. Man beginnt dann mit einem vorsichtigen, sehr von Vernunft geprägten Vertrauen und hofft, dass bald viele positive Erfahrungen Vertrauen wieder zu einer Selbstverständlichkeit machen. Doch damit das überhaupt möglich ist, muss es noch einen Rest des Glaubens an das Gute im Menschen geben, gestützt vielleicht durch religiöse Überzeugungen oder tiefe christliche Werte. Diesen Glauben aufzubringen, kann man kaum von denen erwarten, die enttäuscht, betrogen oder missbraucht wurden und allen Grund zum Misstrauen haben. Halten sie trotzdem am mitmenschlichen Glauben fest, ist das eine über die moralische Pflicht hinausgehende Leistung (Supererogation), die durch mindestens ebenso deutliche Signale und Maßnahmen derjenigen erwidert werden muss, die das Vertrauen zurückgewinnen wollen. Zwar kann man auch durch noch so viele Beweise kein Vertrauen erzwingen, denn Vertrauen ist nicht das zwangsläufige Ergebnis einer logisch schlüssigen Kette. Aber man kann mit seinem eigenen Verhalten beweisen,

dass man ernsthaft und entschlossen um Vertrauen wirbt, ja kämpft.

Mitmenschlichkeit

Vertrauen beinhaltet stets die Möglichkeit der Enttäuschung, wenngleich Vertrauen für ein Gefühl der Sicherheit steht. Menschen brauchen dieses „Als ob“. Es wendet unsere Verwundbarkeit in Verantwortung füreinander. Das setzt Mitmenschlichkeit voraus – eine Utopie? Aneinander zu glauben und einander zu vertrauen, ist keine Resignation angesichts der Unmöglichkeit, alles übereinander wissen zu können, sondern das Gefühl, gar nicht alles übereinander wissen zu müssen, weil der andere Mitmensch ist.

Die Zitate von Georg Simmel stammen aus dessen Philosophie des Geldes [2. Aufl., 1907], Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989 (Simmel Gesamtausgabe Band 6), S. 216. Vertrautheit, Bielefeld 2002

Prof. Dr. Guido Möllering lehrt Organisation und Management und ist Inhaber des EWE Chair of Economic Organization and Trust an der Jacobs University Bremen. Er erforscht Vertrauen seit mehr als 15 Jahren. Sein Buch „Trust: Reason, Routine, Reflexivity“ erschien 2006 bei Elsevier. Professor Möllering ist römisch-katholisch und wuchs im Bistum Münster auf.



Prof. Dr. Guido Möllering
g.moellering@jacobs-university.de



Vertrauen gewinnen, Vertrauen verlieren

Anmerkungen zum Umgang mit einem sensiblen Gut sozialen Miteinanders

Vertrauen als stabiles Merkmal im Umgang miteinander ist keineswegs nach kurzer Zeit etabliert. Es sind stetige Anstrengungen erforderlich, um über das Prinzip der kleinen Schritte Signale des Vertrauens in der Hoffnung zu senden, dass diese auf einen fruchtbaren Boden treffen und wiederum vertrauensfördernde Handlungen beim Gegenüber initiieren. Prof. Martin K. W. Schweer, Leiter des Zentrums für Vertrauensforschung der Universität Vechta, erläutert, wie eine Vertrauenskrise zur Chance werden kann.

Ausgangsüberlegung

Dass Vertrauen in beinahe allen – zumindest längerfristigen – Beziehungen eine fundamentale Rolle spielt, wird für uns spätestens auf den zweiten Blick offensichtlich. Ungeachtet dessen machen wir uns jedoch im alltäglichen Handeln nur selten Gedanken über die Wirkung von Vertrauen auf das Gelingen sozialen Miteinanders: Was macht Vertrauen aus, auf welche Weise können wir selbst dazu beitragen, Vertrauen zu fördern, wie wirkt es sich aus, und was sollten wir tunlichst unterlassen, um be-

stehendes Vertrauen nicht zu gefährden? Wenn wir innehalten, dann vor allen Dingen in Situationen, in denen wir Anzeichen von Vertrauensverlusten bemerken. Dies ist fatal, lehrt uns doch bereits ein niederländisches Sprichwort: „Vertrauen kommt zu Fuß und geht zu Pferd.“ Also: Es erfordert ein beständiges Bemühen, Vertrauen aufzubauen, andererseits kann aber schon eine einzelne, möglicherweise unüberlegte Handlung dazu führen, vorhandenes Vertrauen (nicht selten dann unwiderruflich) zu zerstören.

Dieses Prinzip stellt das Kernmerkmal des so sensiblen Guts Vertrauen dar.¹

Vor diesem Hintergrund sind mit Blick auf das Vertrauensphänomen vier Kernbotschaften für einen gelingenden Umgang miteinander hervorzuheben:

- Die Bedeutung von Vertrauen als Quelle eines befriedigenden sozialen Miteinanders erkennen.
- Sich im Sinne einer humanistisch geprägten Grundhaltung aktiv um das Vertrauen im Umgang mit seiner Umwelt bemühen.

- Sich der Wirkung vertrauensfördernder und vertrauenshemmender Interaktionskomponenten bewusst werden.
- Auftretende Krisen als Chance für einen Neubeginn begreifen.

Vertrauen fördert ein befriedigendes soziales Miteinander

Seiner Umwelt Vertrauen schenken und sich damit sicher zu fühlen, sich in die Hand anderer begeben zu können, stellt ein grundlegendes Bedürfnis eines jeden Menschen dar. Dies gilt gleichermaßen in Beziehungen zu einzelnen Personen wie dem Vater, der Lehrerin, dem direkten Vorgesetzten oder der Ehefrau, bezieht sich aber zudem auf größere soziale Systeme insgesamt, beispiels-

» Vertrauen führt zu mehr Wohlbefinden, Engagement und Motivation.

weise für das Vertrauen in das Gesundheitssystem, die politische Elite oder das Bildungswesen. Über den Weg des personalen beziehungsweise systemischen Vertrauens erreichen wir ein hohes Maß an psychologischer Kontrolle im Umgang mit unserer Umwelt, weil wir uns mit einer Vielzahl möglicher negativer Ereignisse gar nicht mehr gedanklich auseinander setzen müssen, gleichzeitig jedoch eine Reihe positiv bewerteter Handlungsausgänge erwartet werden, weshalb bei uns entsprechende Verhaltensmuster in Gang gesetzt werden². Einige Beispiele aus dem konkreten Alltag verdeutlichen dies: Mit Vertrauen in den behandelnden Arzt wird sich der Patient weniger Sorgen um mögliche negative Folgen der anstehenden (und ohnehin nicht zu vermeidenden) Operation machen. Das Vertrauen zum Chef ermutigt die Angestellte, mit ihm über ihre Doppelbelastung von Familie und Beruf offen zu sprechen, um gemeinsam nach Lösungsalternativen für die eigene Arbeitssituation zu suchen. Aufgrund des Vertrauens großer Bevölkerungsteile in unsere Kanzlerin wird von ihnen der Umgang mit der akut bestehenden Finanzkrise und deren Folgen für Deutschland vergleichsweise optimistisch eingeschätzt. Und

auch das Gottvertrauen ist schließlich mit der Haltung verbunden, mit den vielfältigen Unwägbarkeiten des eigenen Lebens besser zurecht zu kommen³.

Es verwundert insofern nicht, dass die mit Vertrauen einhergehende Bedürfnisbefriedigung nach psychologischer Kontrolle die eigene Zufriedenheit fördert - Vertrauen in einem konkreten Lebensbereich führt zu mehr Wohlbefinden, Engagement und Motivation⁴. In einem solchen Fall befindet sich das soziale Miteinander in einem sich positiv verstärkenden Prozess, da vertrauensfördernde Handlungen des einen als Signal für darauf folgende vertrauensfördernde Handlungen des anderen fungieren.

Man muss sich stetig um Vertrauen bemühen

In der nüchternen Bilanzierung spricht also alles zunächst einmal dafür, Vertrauen als tragendes Beziehungselement zu etablieren. Allerdings geht das eben nicht automatisch oder quasi als angenehmer „Nebenbei-Effekt“ zwischenmenschlicher Interaktion, vielmehr ist eine grundlegende Bereitschaft erforderlich, sich in den eigenen sozialen Beziehungen aktiv um das Vertrauen seines Gegenübers zu bemühen. Dieses Bemühen ist keineswegs misszuverstehen als eine gezielt einzusetzende Verhaltensstrategie, mit der um des eigenen Vorteils willen spezifische Wirkungen erreicht werden sollen. Vertrauen ist nicht vereinbar mit einem primär an den eigenen Interessen ausgerichteten Handlungsmuster, es darf keiner egozentrischen Orientierung folgen. Anfällig für eine solche Fehlentwicklung sind vor allem Lebensbereiche, in denen über den Weg des Engagements und der Motivation gezielt Einfluss auf das Leistungsverhalten genommen werden kann, so etwa im Arbeitsleben, in der Beziehung der Unternehmen zu ihren Kunden oder auch der Lehrenden zu den Lernenden.

Eine solche Form der Funktionalisierung von Vertrauen wird über kurz oder lang entlarvt und bringt mehr langfristigen Schaden als kurzfristigen Nutzen. Handlungsleitend muss vielmehr das Bemühen um Vertrauen um seiner selbst willen sein – vor dem Hintergrund einer grundlegenden Überzeugung, dem Gegenüber zunächst im Sinne eines Vertrauensvorschlusses positiv begegnen zu wollen, weil die eigene Überzeugung vom Guten im Menschen prioritär handlungsleitend ist. Im Sinne der Formulierung des amerikanischen Vertrauensforschers Julian Rotter⁵ werde der Mensch demnach einem Menschen vertrauen, „bis ich vom Gegenteil überzeugt bin“. In Kontrast hierzu steht die Überzeugung „... nicht (zu) trauen, bis ich ganz sicher bin, dass er vertrauenswürdig ist“. Das Bemühen um Vertrauen ist insofern eingebettet in ein humanistisch geprägtes Menschenbild, welches die positiven Kräfte und deren Streben nach Entfaltung akzentuiert⁶. Für alle Kritiker sei angemerkt, dass eine solche Haltung nichts mit naivem, blindem Vertrauen zu tun hat, das auftretende Warnsignale einfach ignoriert und zu einem einfältigen Tunnelblick führt, der Handlungskorrekturen unmöglich macht. Gemeint ist vielmehr die Bereitschaft, sich dem Vertrauen mit seinen potenziellen Gefahren des Missbrauchs bewusst auszusetzen, da die gegenteilige Position eine Vielzahl möglicher positiver Erfahrungen von vornherein ausschließt. Eine solche Bereitschaft sieht dann auch die eigene Person als Initiator kleiner Schritte zur Etablierung einer tragfähigen Vertrauensbeziehung.

Schritte und Barrieren auf dem Weg zum Vertrauen

Vertrauen als stabiles Merkmal im Umgang miteinander ist keineswegs nach kurzer Zeit etabliert, wie bereits angemerkt, „kommt es zu Fuß“ und eben nicht im Galopp. Es sind also stetige Anstrengungen erforderlich, um über das bereits angesprochene Prinzip der kleinen Schritte Signale des Vertrauens in der Hoffnung zu senden, dass diese auf einen fruchtbaren Boden treffen und wiederum vertrauensfördernde

» Es ist entscheidend, ob der für den Vertrauensbruch Verantwortliche ohne Wenn und Aber zu seinem Fehler steht.

Handlungen beim Gegenüber initiieren. Oftmals warten aber beide Seiten auf einen Vertrauensvorschuss mit dem zwangsläufigen Ergebnis, dass ein solcher positiver Kreislauf gar nicht erst in Gang gesetzt werden kann. Während in hierarchischen Beziehungen (also etwa Vorgesetzte/r – Mitarbeiter/in, Lehrer/in – Schüler/in) aufgrund der ungleichen Machtverteilung und des stets mit Vertrauen verbundenen Risikos der erste Schritt seitens der ranghöheren Person getan werden sollte⁷, sind wir ansonsten jedoch grundsätzlich stets selbst aufgefordert, die Initiative zu ergreifen und uns aktiv um Vertrauen zu bemühen.

Dabei lassen sich unter Berücksichtigung zentraler Ergebnisse der Vertrauensforschung eine Reihe von Interaktionshaltungen identifizieren, die als Türöffner zum Vertrauen fungieren oder aber eben auch die Tür zum Verschließen bringen können. Zu den Türöffnern gehören vor allem Ehrlichkeit, Verlässlichkeit, Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit, aber auch fachliche Kompetenz in Lebensbereichen, in denen dieses für gelingende soziale Beziehungen erforderlich ist⁸. Werden gegenteilige Haltungen im Handeln realisiert, wird Vertrauen entweder gar nicht erst aufgebaut werden oder es wird sich zunehmend vermindern. Im Sinne einer schrittweisen Vertrauensentwicklung sind es in der Regel nicht die „großen Gesten“, die Vertrauen nachhaltig etablieren und festigen, es sind vielmehr die vielen kleinen Angebote im sozialen Austausch. Allerdings kann es – im positiven wie im negativen Fall – auch Schlüsselerlebnisse geben, die zu einer massiven Veränderung der Vertrauensbeziehung führen, beispielsweise die unerwartet starke Unterstützung eines Menschen in einer akuten persönlichen Lebenskrise oder eben das genaue Gegenteil, nämlich die fehlende Hilfe desjenigen, auf den man eigentlich in einer solchen Situation sicher gezählt hatte.

Über diese einzelnen Interaktionshaltungen hinaus und quasi als übergreifende Orientierung für die Initiierung von Vertrauen gelten aber stets die Echtheit und Authentizität der Person als Grundpfeiler wahrgenommener Vertrauenswürdigkeit. Sich keine Maske aufzusetzen und sich stets so zu geben, wie man wirklich empfindet, macht einen Menschen berechenbar. Sein Umfeld weiß, woran es bei diesem Menschen ist. Dabei ist gar nicht ausschlaggebend, immer mit allem einverstanden sein zu müssen, wie diese Person denkt und sich verhält. Viel entscheidender und damit für den Vertrauensprozess prägend ist die Erfahrung der Wahrhaftigkeit.

Die Krise als Chance

In der Begegnung mit unseren Mitmenschen sind wir oftmals recht nachlässig und unüberlegt; aus Desinteresse und Gleichgültigkeit, aus Überforderung oder auch aus der scheinbaren Sicherheit bestehender Beziehungen heraus. Belastungen im Umgang miteinander sind die Folge. Selbst dann, wenn wir uns ehrlich und aktiv um den anderen bemühen, sind wir vor solchen Enttäuschungen nicht gefeit, beispielsweise weil wir mit unseren Handlungen missverstanden werden oder uns einfach nicht ausreichend unter Kontrolle haben. Warum auch immer solche Situationen eintreten, Krisen sind ein konstituierendes Merkmal längerfristiger sozialer Beziehungen. Dies gilt auch mit Blick auf Vertrauen, und wie bereits erwähnt, können die Folgen jedoch sehr gravierend sein. Von daher sollte das Augenmerk zunächst darauf ausgerichtet sein, in seinem Verhalten stets im Blick zu haben, schwerwiegende Vertrauenskrisen möglichst zu vermeiden; dazu gehören etwa die bewusst eingesetzte Unwahrheit zum eigenen Vorteil, die unerlaubte Weitergabe sehr sensibler Informationen, der schwere Betrug des Partners. Und wenn sie dennoch

eintreten? So hart nun der davon Betroffene von einem solchen Missbrauch des Vertrauens getroffen sein wird, so wichtig erscheint es aber ebenfalls, nicht in der Krise stecken zu bleiben, sondern sie als Chance zu begreifen. Chance bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst einmal, sich der Korrektheit seiner Einschätzung der Situation zu vergewissern, also offen gegenüber der Perspektive des anderen zu sein. Chance bedeutet in einem zweiten Schritt, für sich zu entscheiden, ob angesichts der vorliegenden Umstände die grundsätzliche Bereitschaft überhaupt gegeben ist, einen Fehler akzeptieren zu können.

Hierbei wird es entscheidend darauf ankommen, ob der für den Vertrauensbruch Verantwortliche ohne Wenn und Aber zu seinem Fehler steht und diesen aufrichtig bedauert. In einem solchen Fall kann es gelingen, über viele kleine Schritte des Bemühens Vertrauen wieder aufzubauen, dies benötigt jedoch viel Zeit und Geduld⁹. Mit einer „einfachen“ Entschuldigung ist es dann sicherlich nicht getan, denn Geschehenes ist damit nicht automatisch aus dem Gedächtnis verschwunden. Es bedarf also einer ungeheuren Anstrengung auf beiden Seiten, die jedoch lohnenswert sein kann, wenn beiden Parteien gleichermaßen die Aufrechterhaltung beziehungsweise Re-Etablierung der vormals so bereichernden Vertrauensbeziehung am Herzen liegt. Krise als Chance kann aber schließlich auch bedeuten, sich aus einer einstmals sehr wichtigen, als gelungen erlebten Beziehung zu lösen, da das Geschehene zu einem völlig anderen, neuen und nicht mehr zu korrigierenden Blick auf den Anderen führt. Ein solches Urteil sollte nicht vorschnell und nicht im Zuge aktuell hoher emotionaler Belastung gefällt werden, es kann aber – wenn es nach gründlicher Abwägung erfolgt ist – durchaus für die eigene Person die sinnvollste aller möglichen Alternativen darstellen. In einem solchen Fall sollten wir uns nicht selbst den Zugang zu neuen, vertrauensvollen Beziehungen unnötig erschweren, die Last der negativen Erfahrung darf uns nicht zu vorsichtig und zurückhaltend werden

lassen. So falsch wie ein generalisiertes blindes Vertrauen ist, ist eben auch ein generalisiertes blindes Misstrauen. Diese Haltung zu fördern, kann in solchen krisenhaften Situationen eine wichtige Aufgabe eines unterstützenden sozialen Umfeldes sein¹⁰.

Vertrauenskultur

Vertrauen ist ein alltägliches Phänomen und für die unterschiedlichen Lebensbereiche von fundamentaler Bedeutung für das soziale Miteinander. Doch trotz oder besonders wegen dieser Alltäglichkeit, die zunächst einen vertrauten Umgang mit Vertrauen vermuten lässt, wissen wir dessen Wert meist zu wenig zu schätzen – ähnlich wie im Falle der Gesundheit, deren Bedeutung für unser Wohlbefinden wir auch erst dann erkennen, wenn wir tatsächlich einmal ernsthaft erkranken. Wie bei der Gesundheit bedarf es mit Blick auf Vertrauen eines Umdenkens dahingehend, dass es zu dessen Aufbau und Erhalt permanenter Anstrengungen bedarf. Der Lohn hierfür ist die Erfahrung, dass nur geschenktes Vertrauen auch erwidert wird und sich somit potenzieren kann. Gelebtes Vertrauen trägt entscheidend zu einem Klima gegenseitiger Achtung und Wertschätzung bei, für das Funktionieren einer jeden Gesellschaft eine im Kleinen wie im Großen erstrebenswerte Perspektive. Insofern ist jeder Einzelne von uns aufgefordert, seinen Beitrag für eine Vertrauenskultur zu leisten und sich zu bemühen, das Gute im Menschen sehen und fördern zu wollen. Die Bereitschaft, in diesem Sinne eigenes Verhalten stets kritisch zu reflektieren und dabei auch die Perspektive des anderen zu überdenken, ist der wichtige erste Schritt.

¹ Schweer, M. (2013). *Vertraut Euch!* Berlin: Frank & Timme.

² Geramanis, O. (2002). *Vertrauen. Die Entdeckung einer sozialen Ressource.* Hirzel: Stuttgart.

³ Gräß-Schmidt, E. (2010). *Vertrauen in der Religion.* In M. Schweer (Hrsg.), *Vertrauensforschung 2010. A State of the Art.* (Psychologie und Gesellschaft 9; S. 103-123). Frankfurt a.M.: Peter Lang.

⁴ Schweer, M. (Hrsg.) (2010). *Vertrauensforschung 2010. A State of the Art.* (Psychologie und Gesellschaft 9). Frankfurt a.M.: Peter Lang.

⁵ Rotter, J.B. (1981). *Vertrauen.* *Psychologie heute*, 8(3), 23-29.

⁶ Auhagen, A.E. (Hrsg.) (2008). *Positive Psychologie. Anleitung zum „besseren“ Leben* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz PVU.

⁷ Noteboom, B. (2003). *The trust process.* In: Noteboom, B. & Six, F. (Hrsg.) (2003) *The trust process in organizations. Empirical studies of the determinants and the process of trust development* (S. 16-36). Cheltenham: Elgar.

⁸ Schweer, M. (1996). *Vertrauen in der pädagogischen Beziehung.* Bern: Hans Huber.

⁹ Lewicki, R & Bunker, B. (1996). *Developing and Maintaining Trust in Work Relationships.* In Kramer, R. & Tyler, T. (Hrsg.) *Trust in Organizations. Frontiers of Theory and Research* (S. 114-139). Thousand Oaks, Sage Publications.

¹⁰ Muris, P., Mayer, B. & Reinders, B. (2011). *Person-Related Protective and Vulnerability Factors of Psychopathology Symptoms in Non-Clinical Adolescents.* *Community Mental Health Journal*, 47, 47-60.

Prof. Dr. Martin K. W. Schweer ist seit 1998 Inhaber des Lehrstuhls für Pädagogische Psychologie an der Universität Vechta und Leiter des dortigen Zentrums für Vertrauensforschung (ZfV). Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte befassen sich mit dem zwischenmenschlichen und systemischen Vertrauen, mit der sozialen Wahrnehmung und dem interpersonalen Verhalten sowie mit der Personal- und Organisationsentwicklung in Schule, Wirtschaft und Verwaltung.



Prof. Dr. Martin K. W. Schweer
martin.schweer@uni-vechta.de



Wie kann ich (mir) vertrauen?

Zu sich selbst und gegenüber anderen Vertrauen erleben können

Die Fähigkeit, einen vertrauensvollen Umgang mit sich und den Mitmenschen in der Waage halten zu können, setzt die Fähigkeit voraus, sich selbst und die anderen überhaupt ausreichend wahrnehmen zu können, sich selbst in der Beziehung zu anderen ausreichend steuern zu können und die Beziehung zwischen sich selbst und anderen generell regulieren zu können. Prof. Dr. Gereon Heuft erklärt anhand der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik, welche Konfliktthemen aus psychologischer Sicht unser Verhältnis zum Vertrauen beeinflussen.

» Aus einzelnen Enttäuschungen werden sehr schnell Generalisierungen und aus vielfältigen (begründeten) Enttäuschungen Lawinen von Vertrauensverlust.



„Wem kann man heute überhaupt noch vertrauen? Das sind doch alles Gauner!?“ Solche und ähnliche Sätze begegnen einem häufig auch ungefragt. Dabei richtet sich der Vorwurf, kein Vertrauen mehr verdient zu haben, auf Repräsentanten nahezu aller Institutionen und Berufsgruppen. Da werden Politiker verdächtigt, sich für Lobbyisteninteressen unter der Hand entlohnen zu lassen. Bankberater stehen unter dem Vorbehalt, sie stellten die Vorgaben für getätigte Abschlüsse über das Interesse ihrer Kunden, Richter hielten eher zu den Versicherungen als zu den Verletzten, der Arzt sehe vor allem seinen Geldbeutel bei Behandlungsvorschlägen oder der kirchlichen Hierarchie gehe es vor allem um den Erhalt ihrer Macht. Und das Traurige ist, dass sich für alle diese Vorwürfe auch Belege finden lassen, denn jede Beschönigung allfälliger menschlicher Egoismen wäre auch unwahr. Umfragen zeigen, dass zwischen dem untergrabenen Vertrauen in „Die Politiker“, „Die Bischöfe“ und dem einzelnen Politiker, Arzt oder Bischof, den ich persönlich kenne, zu dem ich eine persönliche Beziehung habe und daher auch eher vertraue, ein enormer Unterschied besteht. Verallgemeinernde Verdächtigungen verlieren offensichtlich ihren Nährboden in der Wärme der personalen Beziehung.

Enttäuschungen in Beziehungen

Daher ist es umso schlimmer und schmerzlicher, wenn sich innerhalb solcher mit Vertrauensvorschuss ausgestatteten Beziehungen Enttäuschungen zum Beispiel durch respektloses oder grenzverletzendes Verhalten „völlig unerwartet“ ereignen. Das sich dann blitzartig einstellende Gefühl: „Wenn mich der oder die, die ich so gut zu kennen meinte, so verletzen konnte, wem kann man denn da überhaupt noch vertrauen?!“ So werden aus einzelnen Enttäuschungen sehr schnell Generalisierungen und aus vielfältigen (begründeten) Enttäuschungen Lawinen von Vertrauensverlust. Dann kann überhaupt kein Vertrauensvorschuss mehr groß genug sein, um einer solchen Lawine von Frustration und (Enttäuschungs-) Wut Widerstand leisten zu können!

Es ist heute psychodynamisches und pädagogisches Allgemeingut, dass die Fähigkeit und die Bereitschaft, anderen Menschen Vertrauen entgegen bringen zu können, untrennbar verbunden ist mit den „vertrauensbildenden“ Erfahrungen, die wir mindestens seit unserer Geburt über die gesamte Kindheit und Jugendzeit bis zum Erreichen des Erwachsenenalters und darüber hinaus sammeln. Stärken diese sich wiederholenden und damit verlässlich erlebten Erfahrungen unser Vertrauen, haben

sie einen zweifachen positiven Effekt: nach „innen“ (intrapsychisch) fördern sie die Fähigkeiten, Vertrauen zu mir selber entwickeln und auch halten zu können; nach „außen“ (interpersonell) wächst meine Fähigkeit, ein grundsätzliches Vertrauen in andere setzen zu können. Dies schließt auch die Ich-Stärke mit ein, in diesen Beziehungen zumindest bis zu einem gewissen Grad auch Enttäuschungen, Missachtungen und Verletzungen ertragen und verzeihen zu können beziehungsweise auch aktiv gegen die Urheber opponieren zu können in dem Vertrauen, dass mein Protest auch beachtet werden wird.

Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik

Wenn ich mich selber oder andere Menschen nach Erreichen des Erwachsenenalters einzuschätzen versuche, wie stabil mein Vertrauen zu mir selbst und anderen ist, kann ich auf die Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik (OPD-2; 2006) zurückgreifen. Mit Hilfe der in der OPD definierten Konfliktachse (der Achse III) lassen sich sieben zentrale, weltweit und überkulturell beschreibbare Konfliktthemen identifizieren, die jeder Einzelne für sich (intrapsychisch) in einer Waage halten muss, um zu sich selbst und gegenüber anderen Vertrauen erleben zu können. Jedes dieser Konfliktthemen ist in

einem „aktiven Modus“ und in einem „passiven Modus“ polar formuliert und durch Leitaffekte gekennzeichnet. Die Kenntnis dieser sieben zentralen Konfliktthemen kann die eigene Orientierung im Gespräch mit sich selbst – also im inneren Dialog – enorm unterstützen. Mit ihrer Hilfe kann man ein „diffuses Gefühl von Unbehagen, Verletztheit, Ärger oder Wut“ unter Umständen rascher auf der Basis der dahinter liegenden Dynamik verstehen.

Sieben zentrale, weltweit und überkulturell beschreibbare Konfliktthemen

So spannt sich der **(1.) Konflikt** zwischen dem Pol übermäßiger *Abhängigkeit* von beruhigenden anderen und überbetonter *Unabhängigkeit* aus (*Individuations- versus Abhängigkeitskonflikt*). Entlang des zentralen Leitaffekts der Angst entscheidet sich die Fähigkeit zu vertrauen an der Möglichkeit, eine innere Sicherheit auch ohne die ständige reale Anwesenheit anderer erleben zu können, aber im anderen Extrem auch nicht ständig angstvoll die eigene Unabhängigkeit betonen zu müssen.

Im **(2.) Konflikt** (*Kontrolle versus Unterwerfung*) wird das Streben nach übermäßiger Dominanz beziehungsweise nach unangemessener Unterwerfung thematisiert. Ein sicheres Vertrauen ist darauf angewiesen, nicht ständig über andere (aggressiv) dominieren zu müssen beziehungsweise anderen ständig Unterwerfung anbieten zu müssen, um in Beziehungen auch noch etwas erwarten zu können – also auch einen eigenen Standpunkt haben oder einmal „nein“ sagen zu dürfen, ohne dass die Beziehung daran zerbrechen würde.

Der **(3.) Konflikt** (*Versorgung versus Autarkie*) beschreibt Menschen, die sich ständig übermäßig versorgend für andere aufopfern (übermäßig selbstversorgend-autark sind), bis sie dann „zusammenzubrechen“ drohen und (depressiv-anklammernd) jetzt auf die Versorgung anderer angewiesen sind.

Der **(4.) Konflikt** regelt die Notwendigkeit der *Selbstwertregulation*: entweder überhöhe ich mich in meinem eigenen

Wert und entwerte die anderen, oder ich fühle mich gegenüber den anderen anhaltend minderwertig (*Selbst- versus Objektwert-Konflikt*). Die Fähigkeit der eigenen Selbstwertregulation wird landläufig am häufigsten mit der Fähigkeit, „Selbstvertrauen“ zu entwickeln, gleichgesetzt. Wie hier dargestellt, können jedoch auch die Konfliktthemen der anderen sechs Konfliktmuster das Vertrauen zu mir selber und zu anderen, das in einer untrennbaren Wechselwirkung zueinander steht, untergraben.

Der **(5.) Konflikt** ist gekennzeichnet durch das Leiden unter (eigentlich unbegründeten) übermäßigen Schuldgefühlen beziehungsweise dem Wegschieben und Übergehen von Schuldgefühlen da, wo sie eigentlich angemessen wären (*Schuldkonflikt*). Es ist leicht nachvollziehbar, dass derjenige, der bei jeder Äußerung oder Handlung sofort verunsichert ist, ob er sich damit in irgendeiner Weise schuldig machen könnte, kaum vertrauensvolle Beziehungen aufbauen kann. Und der, der angemessene Schuldgefühle verdrängt, wird sich das Vertrauen seiner Umgebung über kurz oder lang verspielen.

Der **(6.) Konflikt** bezieht sich auf die innere Unsicherheit, als Mann beziehungsweise Frau in der gesamten geschlechtlichen Persönlichkeit liebenswert und attraktiv zu sein (*ödipaler Konflikt mit Sexualisierung versus Desexualisierung*). In der Folge muss im aktiven Pol eine immer wiederkehrende Sexualisierung, die auf Bestätigung der geschlechtlichen Attraktivität aus ist, erfolgen. Im passiven Pol werden entsprechende Wünsche und mögliche Rivalitäten gar nicht erst wahrgenommen oder rasch als „aussichtslos“ aufgegeben im Sinne einer übermäßigen Desexualisierung, also einer Resignation.

Der **(7.) Konflikt** ist gekennzeichnet durch eine übermäßige (Pseudo-) Identifizierung mit einer gewissen gesellschaftlichen Rolle oder einem (zum Beispiel angeheirateten) „Namen“ beziehungsweise im passiven Pol durch eine übergroße Rollenunsicherheit (*Identitätskonflikt*).

Beziehungen regulieren können

Ob eines dieser Konfliktthemen für mich relevant ist, kann ich bezüglich meiner zentralen Lebensbereiche reflektieren: wie war/ist es in Beziehung zu meiner *Herkunftsfamilie*; zu meiner *aktuellen Familie/Lebensgemeinschaft*; zu *Freunden*, Nachbarn und Vereinen; wie im Feld von *Beruf* und *Arbeit*; im Umgang mit *Besitz* und *Geld*, im Umgang mit dem *eigenen Körper* und wie erlebe ich mich bei *Krankheiten* und Einschränkungen?

Konflikt in der Waage halten

Die Fähigkeit, diese umschriebenen Konfliktthemen für einen vertrauensvollen Umgang mit sich und den Mitmenschen in der Waage halten zu können, setzt weiterhin die Ich-strukturelle Fähigkeit voraus, sich selbst und die anderen überhaupt ausreichend wahrnehmen zu können, sich selbst in der Beziehung zu anderen ausreichend steuern zu können und die Beziehung zwischen sich selbst und anderen generell regulieren zu können. Diese Fähigkeiten bilden die grundlegenden strukturellen Voraussetzungen, wie sie auf der Strukturachse (Achse IV der OPD-2) abgebildet sind. Menschen, die sich in sehr instabilen, wenig verlässlichen und respektlosen familiären Beziehungen in Kindheit und Jugend entwickeln müssen, haben eine deutlich ausgeprägtere Schwierigkeit, diese grundlegenden Fähigkeiten einer stabilen psychischen Struktur entwickeln zu können. Sie tragen damit ein signifikant erhöhtes Risiko, eine sogenannte Persönlichkeitsstörung zu entwickeln, die es ihnen deutlich erschwert, vertrauensvolle Beziehungen einzugehen. Menschen mit einer strukturellen Störung instrumentalisieren oft andere für ihre eigenen Bedürfnisse, weil sie sich kaum einfühlend können in das, was sie anderen abverlangen oder antun. Liegt eine ausgeprägte Störung der Persönlichkeitsstruktur vor, werden oft mehrere der oben genannten sieben Konfliktthemen schon bei kleineren Irritationen erheblich ausgelenkt. Die Betroffenen sind dann beispielsweise schnell gekränkt, erleben sich kurze Zeit später übermäßig rasch ohnmächtig, neigen

plötzlich zu anklammerndem oder dann wieder zu forciert pseudoautonomen Verhalten, sexualisieren Beziehungen, um unerträgliche Einsamkeit zu vermeiden, üben plötzlich Macht aus, um ihren Selbstwert zu stabilisieren.

Stärkung der Vertrauensfähigkeit

Für unseren alltäglichen (seelsorgerlichen) Umgang mit anderen Menschen folgt aus dem Gesagten, dass wir und alle anderen, mit denen wir umgehen, grundsätzlich konfliktbegabte Individuen sind. Wir alle müssen selbst bei guten strukturellen Fähigkeiten uns und unsere Beziehungen unter (in der Regel unbewusster) Reflexion der sieben oben genannten Konfliktthemen immer wieder neu ausrichten. Habe ich im Hinblick auf eines dieser Konfliktthemen im Laufe meiner Entwicklung eine Vulnerabilität erworben, besteht eine höhere Gefahr einer Fehlinterpretation: dass ich zum Beispiel allfällige Spannungen mit Einzelnen oder Gruppen als Machtkampf (2. Konfliktthema) oder als Kränkungen (4. Konfliktthema) oder als Vernachlässigung (3. Konfliktthema) „missdeute“. Am ehesten kann ich

diese eigene Vulnerabilität dadurch für mich greifen, wenn ich mich darauf hin prüfe, ob mir ein bestimmtes Konfliktmuster „immer wieder passiert“. Oder ob mir in Rückmeldungen anderer immer wieder ähnlich lautende Hinweise gegeben werden. Dann bemerke ich bei mir ein repetitiv-dysfunktionales Konfliktmuster, für das ich die Verantwortung übernehmen muss, in dem ich mich bewusst damit auseinandersetze. Sollte mir die eigene Wahrnehmung ein deutliches Auslenken meiner Gefühle in vielen dieser Konfliktthemen bei mir selber oder anderen deutlich machen, ist in aller Regel die alleinige Selbstreflexion nicht ausreichend. Zur Stärkung der Vertrauensfähigkeit bedarf es in diesen Fällen oft einer psychotherapeutischen Behandlung. Ein solcher Weg kann helfen, Entwicklungen „nachzuholen“, die eigentlich in früheren Jahren schon hätten erreicht werden sollen, um ausreichend vertrauensvoll leben zu können.

Literatur: Arbeitskreis zur Operationalisierung Psychodynamischer Diagnostik (2006): Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik OPD-2. Huber, Bern.

Prof. Dr. Gereon Heuft ist Lehrstuhlinhaber für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie an der Medizinischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, verbunden mit der Leitung der gleichnamigen Klinik am Universitätsklinikum Münster (UKM). Seit 2008 ist er Ständiger Diakon in der St.-Theresia-Gemeinde in Münster.



Prof. Dr. Gereon Heuft
heuftge@ukmuenster.de



Servus

Dienst als Weg aus der Vertrauenskrise

„Servus!“, so grüßen sich Freunde vor allem in Österreich. Ein merkwürdiger Gruß. Das lateinische Wort heißt zu deutsch „Diener“. Der tiefere Sinn des Zurufs meint so viel wie „Ich bin dein Diener“ oder „zu Diensten“. Auch in einem Titel kommt „Servus“ vor: seit Gregor dem Großen, also seit etwa 1400 Jahren, nennen sich die Päpste „Servus Servorum Dei“ – „Diener der Diener Gottes“.

Dienen - die neue Ordnung Jesu

Christen sind durch ihren Dienst charakterisiert. Der Grund dafür findet sich in der Bibel: Paulus nennt sich zu Beginn des Römerbriefs „Diener Jesu Christi“ (Röm 1,1). Diener sein zu wollen, ist ein Kennzeichen kirchlicher Aktivität auf allen Ebenen. Das heißt auch, dass die Leitungsaufgabe als Dienst verstanden wird. In der antiken Umgebung war dies eine Umwertung aller gesellschaftlichen Werte. „Dienst“ gehört zum Kern des Christentums. Jesus selbst hat durch Wort und Beispiel das Verhältnis von Dienen

und Sich-Bedienen-Lassen umgekehrt. Die Haltung Jesu, „*Ich bin unter Euch als Diener*“, bringt eine neue Beziehung zwischen den Menschen zum Ausdruck. Und dieses „Dienen“ macht Menschen zu Jüngern Christi. Dienst, das ist nicht allein die Sorge um soziale Bedürfnisse, sondern meint „dienstbar sein“ im umfassenden Sinn. Im Markusevangelium (10, 43-45) heißt es: „*Wer bei euch groß sein will, der soll den anderen dienen, und wer der Erste sein will, der soll der Diener aller sein. Auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu*

lassen, sondern um zu dienen.“ Damit setzt Jesus eine neue Ordnung der Rangordnung seiner Zeit entgegen.

Für Christen gibt es nur einen Weg zur Größe, den als Diener. Das ist eine Umkehrung der traditionellen Begriffe von Größe und Rang. Seine höchste Ausformung findet der Dienst für den anderen darin, dass er zum Christusdienst wird, weil sich Jesus mit den Geringsten gleich macht: „*Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan*“ (Mt, 25,40). „Diakonia“ heißt das griechische Wort

für diesen Dienst. Diakonia meint im Neuen Testament Sorge um die Menschen – nicht allein die Caritas-Arbeit, sondern jede Dienstleistung, ob materiell oder seelisch; Dienst nicht nur für

» Es geht nicht in erster Linie um die Verfasstheit der Gemeinschaft, sondern um deren Ziel, das außerhalb ihrer selbst liegt.

die Glaubensgeschwister, sondern damit zugleich für den Herrn selbst. Auch die Verkündigung des Wortes Gottes und der feierliche Dank sind solcher Dienst. Die drei Ebenen Diakonia (Dienst), Martyria (Glaubenszeugnis/Verkündigung) und Liturgia (Gottesdienst) gehören somit eng zusammen.

Auch die Übernahme von Aufgaben in der Gemeinde ist Dienst. Jede Begabung in der Gemeinde muss zur Hingabe werden, zum Dienst am Nächsten und letztlich an Gott, – denn Kirche ist immer eine Kirche **für**, – **für** andere! Die üblichen Formen von Herrschaft haben nach dem Zeugnis der Bibel in der Kirche keinen Platz. Sie muss eine dienende Kirche sein und darin sichtbares Zeugnis der Liebe Gottes zu jeder und jedem.

Mannheim – ein neuer Aufbruch

In Mannheim fand im Mai 2012 der 98. Deutsche Katholikentag statt. Das vom Zentralkomitee der Katholiken gewählte Leitwort lautete „Einen neuen Aufbruch wagen“. Es ging dabei nicht um einen allfälligen Aufbruch, der jederzeit wichtig wäre, denn wir stehen heute konkret unter besonderen Vorzeichen. Mit dem Motto wurden die erschütternden Erfahrungen des Jahres 2010 thematisiert, als unfassliche Fälle von Missbrauch in der katholischen Kirche bekannt wurden. Viele Menschen sahen sich damals vor den Trümmern ihres Kirchenverständnisses.

Das Erlebnis der Sünde im Raum der Kirche nahmen viele als Grund dafür, ihr den Rücken zu kehren. Offenheit und kritische Selbstprüfung der Kirche unter dem grellen Licht einer sensiblen Öffentlichkeit sollten gemäß dem Motto zu einem Aufbruch führen, durch den die Kirche wieder moralische Autorität zurückgewinnen kann – so war es die

Absicht der Katholiken in Deutschland, Kleriker wie Laien. Sie mündete in einen „Aufruf von Mannheim“, der von der „dienenden Kirche“ spricht.

Ordnung der Wahrheiten

Innerhalb der Kirche gibt es eine Fülle von Themen, die zu diskutieren sind: der Glaubensschwund in der Gesellschaft ist offensichtlich; häufig äußert sich ein aggressiver Atheismus; dramatisch spitzt sich der Priestermangel in Deutschland zu; in neuen Großpfarreien fürchtet man Anonymität. Die Reformfragen scheinen eindeutig: Wie geht die Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen um? Wann wird das Diakonat der Frau wieder möglich? Wie können mehr Menschen Priester werden – auch wenn sie verheiratet sind? Wie gewinnen wir eine für unsere Zeit übersetzte Sexualmoral?

Alle solchen Fragen zur Struktur und Verfasstheit der Kirche müssen offen diskutiert werden – und, wenn sie nicht in Deutschland entschieden werden können, als Wünsche oder Forderungen an die Weltkirche weitergegeben werden. Dennoch: Diese Fragen sind zweitrangig. Sie stehen in einer „Ordnung der Wahrheiten“, wie es das Konzil vor 50 Jahren genannt hat. Denn erstrangig ist das Ziel, dass alle in der Kirche und die Kirche als Ganzes möglichst gut ihren Dienst erfüllen können. So kann der binnenkirchliche Blick geweitet werden. Es geht nicht in erster Linie um die Verfasstheit der Gemeinschaft, sondern um deren Ziel, das außerhalb ihrer selbst liegt. Die innerkirchliche Ordnung ist nicht Selbstzweck, sie muss vielmehr auf das Zentrum des Glaubens ausgerichtet sein: auf den Dienst für die Menschen und für Gott. Wenn es gelingt, die Verengung auf die innerkirchlichen Probleme aufzubrechen, dann werden diese Themen in den angemessenen Kontext gestellt. Kirchliche Ereignisse in der neueren Kirchengeschichte

waren nie rein kirchliche Phänomene, sie sind erst in ihrer Zeit zu verstehen. Gesellschaft und Kirche sind verschränkt und verbunden in den einzelnen Menschen, die in einer Fülle von „Identitäten“ Christen sind: Mann oder Frau, alt oder jung, berufstätig oder nicht, politisch oder sozial engagiert.

Leitbild einer „offenen Kirche“

Das Zweite Vatikanische Konzil hat das Leitbild einer „offenen Kirche“ vor allem in seiner Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ formuliert. Diese Texte sind keine Neuerungen, sondern eher Erinnerungen an Quellen, die gelegentlich verschüttet gewesen sein mochten. So sagt schon der Diognetbrief, eine Schrift aus dem 2. Jahrhundert, die Christen seien weder durch Sprache noch durch Sitten von den übrigen Menschen verschieden. Sie bewohnten keine eigenen Städte noch führten sie ein absonderliches Leben. Jede Fremde sei für sie Vaterland und jede Heimat Fremde. Es heißt dann über ihren Dienst für die Welt, die sie mit ihrer Aktivität durchdringen sollen: „*Was im Leib die Seele ist, das sind in der Menschheit die Christen. [...] Auf diesen erhabenen Platz hat Gott selbst sie gestellt, den zu verlassen, ihnen nicht zusteht*“ (An Diognet 6). Der Blick in diese Frühzeit löst auch so scheinbar konträre Positionen wie die von „Entweltlichung“, von der Papst Benedikt XVI. bei seinem Deutschland-Besuch in Freiburg sprach, und dem „Weltauftrag“ aller Christen.

Die Veränderungen in der Kirche wie in der Gesellschaft gleichermaßen stellen gewaltige Aufgaben: Entscheidungschristentum, Pluralität der Konfessionen und Religionen, neue Formen christlichen Lebens – die Schlagworte ließen sich fast beliebig fortsetzen. Christsein ist alles andere als selbstverständlich geworden. Frühere Selbstverständlichkeiten des Glaubenslebens werden befragt. Und die Christen müssen die Dialogverfahren einer medialen Gesellschaft lernen und bereit sein, aus ihnen zu lernen und vertraute Positionen auf den Prüfstand zu stellen. Christen sollten ihren Glauben durchaus selbstbewusst in solche offenen Diskurse einbringen.

Dialogprozess der Bischofskonferenz

In den kommenden Jahren wollen viele Engagierte nicht allein nach dem Dokument aus Mannheim oder

» Wir müssen einen Glauben bezeugen, der Mut macht, auch zum eigenen Scheitern zu stehen, und von einem größeren Glück spricht.

im mehrjährigen Dialogprozess der Bischofskonferenz den „neuen Aufbruch wagen“. Die katholische Kirche in Deutschland soll Vertrauen zurückgewinnen, wo sie es verloren oder auch nie gehabt hat. In diesem Aufbruch sollten wir die überkommenen und kaum noch tragfähigen Unterscheidungen von „Klerus“ und „Laien“ aufgeben. Die ungebrochene Bischofs- oder Klerusfixiertheit vieler kirchlicher Debatten verhindert produktive Aktivitäten. Gemeinsam mit allen in der Kirche, mit Männern und Frauen, mit den Jungen und Alten, den Priestern, Bischöfen, Ordensleuten, ehrenamtlich oder beruflich Mitarbeitenden, mit allen Gläubigen, mit allen Mitgliedern unserer Kirche, die guten Willens sind, soll der Aufbruch zu einem erneuerten Vertrauen in unsere Kirche führen.

Der beliebte frühere Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings hatte sich den Wahlspruch „Für die Menschen bestellt“ gegeben. Damit wird die Aufgabe der Hirten und auch jedes einzelnen Christen benannt. Als Kirche sind wir alle „für die Menschen bestellt“. Was bedeutet solch ein Dienst konkret?

Wie und für wen kann und muss die Kirche eine dienende Kirche sein?

- Zunächst geht es um jeden einzelnen Menschen, ob gläubig oder suchend, ob Getaufter, andersgläubig oder Atheist. Es geht um ein offenes Zugehen auf den, der uns begegnet, auf den „nicht ausgesuchten anderen“ (E. Levinas). Christen müssen Ansprechpartner sein für Menschen in ihren Sorgen, in ihrer Trauer und in ihrem Glück. In einer Gesellschaft, die von Entertainment und Zerstreung, von

billigen Spaßversprechen geprägt ist, müssen wir in der Lage sein, auch das Unvollkommene, Schwächen, Leiden und Tod zu integrieren. Wir müssen ei-

nen Glauben bezeugen, der Mut macht, auch zum eigenen Scheitern zu stehen, und von einem größeren Glück spricht.

- Darüber hinaus bezeugen Christen nicht nur mit Worten die „Liebe und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes“, die in Christus erschienen ist, sondern lassen das auch praktisch werden im sozialen Dienst für Einzelne wie für die Gesellschaft. Christen schalten sich in politische und gesellschaftliche Debatten ein und wirken mit für einen gerechten Staat und eine menschliche Gesellschaft. Kirche ist nicht nur Reparaturanstalt für Lücken der Sozialordnung oder nur zuständig für die Ausführung staatlicher Aufgaben: als Kirche gestalten und wirken Christen mit im Dienst in den verschiedenen Formen der Gemeinschaft. Der Dienst schließt den Einsatz für die ein, die sich nur schwer oder gar nicht Gehör verschaffen können.

- Der Dienst macht – schließlich – nicht an staatlichen Grenzen halt. Unser Dienst erstreckt sich auf alle Menschen. Er darf nicht unterscheiden zwischen einer Gerechtigkeit für Europäer und dem Unrecht in anderen Teilen der Welt. Einsatz für weltweite Gerechtigkeit gehört zum Wesen des christlichen Dienstes. Als Kirche wissen wir uns als Glieder einer übernationalen Gemeinschaft, die nicht wertet nach irgendwelchen nationalen Abgrenzungen. Und: Unsere Verantwortung erstreckt sich auf Menschen und Schöpfung gleichermaßen. Solcher Dienst geschieht in der Kirche auf sehr unterschiedliche Weise; auffallend und – noch häufiger – unspektakulär. Diejenigen, die solche Dienste ehrenamtlich im sozialen Bereich von Kindergärten bis zu Besuchsdiensten, im kulturellen Bereich von den Büche-

reien bis zu den Chören, im kirchlichen Bereich vom Diakonat bis zur Kirchenpflege, im persönlichen Bereich im Aufbrechen von Einsamkeit oder vieles andere tun, verdienen Anerkennung und auch die Vermittlung ihres Dienstes in eine Öffentlichkeit, deren Medien solche Themen zumeist ausklammern.

Gläubige haben die Gewissheit, dass sie die Aufgaben, die der Dienst bedeutet, nicht allein erfüllen müssen. Die Bibel gibt die Gewissheit: „Der Geist nimmt sich unserer Schwachheit an“ (Röm 8, 26); und Jesus sagt bei seinem Abschied: „Ich bin bei euch alle Tage“ (Mt 28, 20). Dass Gott bei den Menschen ist, gibt den Christen die Kraft zu ihrem Dienst als „Servus Dei“, als Diener Gottes. In dem Bewusstsein, dass Christsein Dienst ist, kann die Krise des Vertrauens in unsere Kirche überwunden werden.

Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg ist seit 1988 Direktor der Katholisch-Sozialen Akademie Franz Hitze Haus in Münster und seit 1997 Sprecher für kulturpolitische Grundfragen im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK).



Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg
sternberg@bistum-muenster.de

Macht das! Ihr könnt das!

Offizialratsrat Peter Kossen über den Mut, den Menschen zu vertrauen

In meiner Kinderzeit und als Jugendlicher erlebte ich täglich etwas, woran ich heute noch oft zurückdenke: Bevor wir uns auf den Weg machten zur Schule, hat unsere Mutter meine Geschwister und mich einzeln gesegnet. Noch im Abiturjahrgang war es so, dass sie uns morgens wortlos mit einem großen Kreuzzeichen bezeichnete. Unsere Mutter hat diesen Segen nie kommentiert, und doch war uns klar, was sie sagen wollte: „Geh mit Gott!“

Später, wenn einer von uns Geschwistern sich verabschiedete, um sonntagsabends zum Ausbildungs- oder Studienort zurückzufahren, hieß es manchmal: „Ik will di noch äben sägn.“ Das ist kein Zauberspruch, kein Aberglaube und auch keine gewohnheitsmäßige Routine: „Geh mit Gott!“ – das heißt: Geh! Du kannst hier nicht bleiben. Du hast einen Weg vor dir, den musst du allein gehen. Es ist dein Weg, ein anderer Weg als der, den wir gehen. Wir können dich nicht begleiten. Geh! Wir haben dir alles mitgegeben, was du brauchst – und jetzt verliere keine Zeit! – Und geh mit Gott, dann haben wir keine Angst um dich.

Gut, dass es dich gibt!

Vertrauen habe ich hier gelernt: im Elternhaus! Das Zeichen des Segens ist vielleicht der tiefste Ausdruck von Vertrauen: „Es ist gut, dass es dich gibt! Geh deinen Weg mit Gott!“ Als Kaplan in Nordwalde war ich verantwortlich für die Jugendarbeit, unter anderem für die Fahrten nach Taizé. Nicht mehr unerfahren in diesen Dingen, vertraute ich die Leitung einer dieser Fahrten Benedikt an, einem jungen Erwachsenen, der auch Messdienerleiter war. Die Gruppe war noch nicht wieder zu Hause, da sickerte die Nachricht durch: Einige von unseren Jugendlichen sind in Taizé beim Kiffen gepackt worden, einer von ihnen ist Benedikt. Da war natürlich etwas los in Nordwalde! Es wurde diskutiert und spekuliert. Ein Teil der Gemeinde sah das christliche Abendland untergehen. Ich bestellte die jungen Leute zur „Privataudienz“, und als sie reumütig und schuldbewusst gingen, blieb Benedikt zurück: „Was bedeutet das jetzt für meine Messdiener-Arbeit?“, fragte er mich. „Ich habe

dir immer vertraut und ich vertraue dir auch jetzt“, habe ich ihm gesagt. Später erfuhr ich, dass an diesem Tag ein Ruck durch die Messdienerleiterrunde ging ...

Mit Vertrauen in Vorleistung gehen!

Heute arbeite ich im Bischöflich Münsterschen Offizialat in Vechta und sehe jeden Tag, wie wichtig Vertrauen und Wertschätzung im Binnen- und Außenverhältnis einer solchen Behörde sind. Ausgelöst durch eine schwere Krise der „Katholischen Kliniken Oldenburger Münsterland“, aber auch als Auswirkung verschiedener anderer Skandale der Vergangenheit, verliert die Kirche bei uns zur Zeit massiv an Vertrauen. Aber haben nicht auch wir, die „Amtskirchlichen“, zeitgleich oder schon vorweg, das Vertrauen in die Menschen verloren? Wer traut hier wem nicht mehr und warum? Wie kann Vertrauen zurückgewonnen werden? Die Stichworte „Kommunikation“ und „Partizipation“ beschreiben als Haltung, nicht als Strategie, den Weg zum (wiedergewonnenen) Vertrauen in der und in die Kirche vor Ort. Groß von Gott denken und groß vom Menschen denken, Angst und Herzensenge überwinden, mit Vertrauen in „Vorleistung gehen“ – dazu weiß ich mich herausgefordert. Damit habe ich noch nie wirklich „Schiffbruch“ erlitten, vielleicht im Kleinen, nie aber im Großen.

Mut machen und danken!

1996 kam ich als Kaplan nach Nordwalde. Die größte Firma am Ort war soeben zugemacht worden, und damit war auch die Kommune pleite. Es gab kein Geld mehr für die Jugendarbeit und für vieles andere. Die Leute waren unzufrieden. Es meldeten sich ein paar junge Leute

aus unserer Kirchengemeinde: „Hier muss etwas passieren! Wir stellen etwas auf die Beine!“ Sie schrieben ein Musical und führten es auf. Im Dorf wehte plötzlich ein anderer Wind. Die Leute spürten: Es geht hier weiter. – Und alles, was der Pastor und ich dafür tun konnten, war: das Musicalteam zu besuchen, ihnen Mut zu machen und ihnen zu danken. Wir mussten nicht mitspielen, wir mussten nicht mitsingen, unser Teil war es zu sagen: „Macht das! Ihr könnt das!“ Auch als der Erfolg ihnen Recht gab, legten die jungen Leute noch großen Wert darauf: „Was wir hier tun, das tun wir als Kirchengemeinde!“. Damals habe ich verstanden, was die Synode 1975 in Würzburg gemeint hat: „Das Amt in der Kirche soll nicht alle Begabungen in sich verkörpern. Das Amt soll die Begabungen suchen und fördern.“ Angst und Enge überwindet die Kirche, wenn sie den Mut hat, den Menschen zu vertrauen.

Peter Kossen ist seit 2011 Offizialratsrat im Bischöflichen Offizialat Vechta sowie Ständiger Vertreter des Offizials für den oldenburgischen Teil des Bistums Münster. Zuvor wirkte er als Pfarrer in Emmerich (Niederrhein).



Offizialratsrat Peter Kossen
peter.kossen@bmo-vechta.de



Hoffnung freisetzen und ausstrahlen

Glaubwürdigkeit, mit der Kirche wieder gewinnt

Warum heute die Kirche in Deutschland nicht ankommt und gewinnt? Mit dieser Frage beschäftigt sich der Aachener Domvikar Dr. Elmar Nass. In der Einführung beschreibt er eine Begebenheit: Neulich sprach er vor einem Kreis eher säkularer Zuhörer zu guten Gründen für den Glauben: etwa zu einer stimmigen Herleitung der Menschenwürde, zur christlichen Idee des Zusammenlebens, zu den Konsequenzen daraus für unbedingte Rechte und Pflichten jedes Menschen, zu biblisch begründeten Sinnperspektiven. Die Aufmerksamkeit war hoch. Am Ende meinte ein Teilnehmer zu ihm: „Was Sie sagen, klingt überzeugend. Aber wissen Sie, warum ich mich trotzdem nicht bekehre? Es ist, weil ich die Kirche in vielen dieser Fragen als unglaubwürdig erlebe. Und deshalb dringen auch gute Gründe nicht zu mir vor, mögen sie noch so überzeugend sein.“

Zwischen Depression und Hoffnung

Unglaubwürdig ist es schon, wenn fortlaufend der große Aufbruch der Kirche beschworen wird, obwohl anderes dominiert. Abbruch und Depression bestimmen die Stimmung der katholischen Kirche in Deutschland. Wegschauen,

Schönreden, ein „Immer-Weiter-So“ sind Verrat am Auftrag Jesu. Schonungsloses Hinschauen auf die Fakten öffnet den Blick für notwendig Neues. Was sehen wir? Kirchen werden umgewidmet oder geschlossen. Es gibt kaum noch Priesterkandidaten. In nur wenigen Jahren wird die Priesterzahl weiter radikal gesunken sein. Dabei brennt es schon jetzt an allen Ecken und Enden. Pfarren werden immer größer und anonym, Priester heimatloser und immer häufiger schon in jungen Jahren krank. Auch die Ordensgemeinschaften und die pastoralen Berufe trifft diese Entwicklung. Manch ein Seelsorger, der

jemand Priester werden möchte? Und wer will sich heute noch unbeschwert in der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit engagieren? Solche Zeichen der Zeit wollen manche so deuten, als liege in der Zurückdrängung der Kirche eine Chance der Neubessung. Wenn ich den Missionsauftrag Jesu ernst nehme, wirkt das zynisch. Es steht ernst um die real verfasste Kirche in Deutschland. Notwendig ist der Schritt heraus aus der Depression zu einem neuen Geist der Glaubwürdigkeit.

Dazu brauchen wir eine Kultur, die gewinnend ausstrahlt. Wenn keiner

Wo Katholiken als Zeugen dafür wahrgenommen werden, dass unser Leben und unsere Kirche über sich hinaus weisen, da kann unser Glaube wieder gewinnen, weil er neugierig macht und einladend ist. Dazu braucht es Mut und Vertrauen.

Für das Geheimnis offen(siv): Kultur des Mutes

Ein Zeichen der Zeit heute: Viele in Wertfragen heimatlose Menschen sind neugierig auf Antworten, die ihnen verschiedene Religionen oder Weltanschauungen mit ihren Menschen- und Gottesbildern vorschlagen. Wer da zu lange nur zuhört ohne hörbares eigenes Zeugnis, ist schnell aus dem Rennen. Die anderen könnten angesichts unserer Sprachlosigkeit zu Recht fragen: Wozu brauchen wir dann eigentlich noch die Kirche und ihr Zeugnis auf diesem Marktplatz? In den letzten Jahrzehnten gab es auf unserer Seite zu viel Sprachlosigkeit. Mit welcher Haltung also können wir unsere Gründe für den Glauben auf dem Marktplatz gewinnend vorschlagen? Meine Erfahrung bei der anfangs beschriebenen Diskussionsrunde hilft mir weiter: Nach dem Vortrag kam der kritische Mann und fragte mich nach den Grundinhalten meines Glaubens. Er wollte nichts weiter hören von allgemeinen Argumenten, die auch vernunftmäßig einleuchten mögen. Er wollte ausdrücklich wissen, was wir wirklich glauben. Als ich dann von der Menschwerdung Gottes, von Gottes Wirken in der Welt und von der Auferstehung sprach und ich immer wieder durch interessierte Fragen unterbrochen wurde, war mir klar: Das sollten wir wohl öfter tun – davon sprechen, was unseren Glauben ausmacht. Wo wir wieder sagen können, warum Jesus Christus der Inhalt unserer Hoffnung ist, wo wir über Geheimnisse staunen und aus dieser Haltung heraus die Welt gestalten, da öffnen sich wieder Ohren. Dazu braucht es kein Theologiestudium. Als Getaufte und Gefirmte haben wir alle die Gabe, solches Zeugnis abzulegen! Und das heißt bildlich: In Begegnungen auf dem Marktplatz der Weltanschauungen bringen wir unsere Glaubensschätze und Geheimnisse zur Sprache.

» Notwendig ist der Schritt heraus aus der Depression zu einem neuen Geist der Glaubwürdigkeit.

mit Leidenschaft für Glauben und Kirche angetreten ist, flüchtet in die innere Emigration. Ehrenamtliche Helfer stoßen an Grenzen. Immer weniger Menschen sollen immer mehr leisten. Jahr für Jahr treten mehr als 120 000 Menschen aus der katholischen Kirche aus. 2010 waren es sogar 180 000. Da schreit keiner mehr auf. Es scheint, als habe sich die Kirche mit dem fortlaufenden Mitgliederschwund abgefunden. In der Öffentlichkeit wird die katholische Kirche kaum noch ernst genommen. Mit ihr wird politisch nicht mehr geworben. Mit ihrer Berliner Erklärung hat selbst die CDU eine politische Rücksichtnahme auf kirchliche Positionen relativiert. In Talkrunden sind Kirchenvertreter meist Buhmänner. Verunglimpfungen des Papstes in Satire-Zeitschriften dienen dem Amusement. Kompetente Stimmen der Kirche zu drängenden sozialen Fragen der Menschen sind kaum zu hören. Es scheint so, als habe die Kirche keine relevanten Antworten auf wichtige Fragen der Menschen. Bereits erzielte Lehren aus den Missbrauchsskandalen werden öffentlich kaum wahrgenommen. Was auch eine Konsequenz ist: Vor allem Priester stehen unter Generalverdacht und werden auf offener Straße beschimpft. Das habe ich selbst mehrfach erlebt. Wen wundert es also, dass hierzulande kaum noch

zuhören will, können wir mit noch so guten Argumenten noch so laut in die Welt hinein rufen. Sie bleiben Schall und Rauch. Wirklich zuhörende Ohren gibt es, wo Interesse an uns und dem Gesagten besteht, wo unsere Hoffnung alle Hoffnungslosigkeit des Lebens herausfordert. Eine von mir durchgeführte Glaubensbefragung junger erwachsener Christen macht das konkret (vergleiche www.vision.de.to). Aus ihren Zeugnissen spricht eine christliche Lebensbejahung. Einige Beispiele:

- „Glauben ist Hoffnung. Hoffnung ist Leben.“
- „Glaube ist für mich, das gute Gefühl zu haben, da ist noch wer, und ich stehe in vielen Lebenssituationen nicht alleine da.“
- „Trotz des Verlustes meiner Mutter wäre ich heute nicht der Mensch, der ich bin. Und diese Erfahrung hat mich auch näher zum Glauben hingeführt, ein Gefühl von gleichzeitiger Nähe und Distanz.“
- „Der Gang zur Kirche und das Beten dort geben Ruhe und Kraft, den Alltag zu meistern und optimistisch zu sehen.“
- „Ich sehe viele Dinge in meinem Leben aus verschiedenen Perspektiven, hadere nicht mit jedem Schicksalsschlag, muss da aber um mein eigenes Gottvertrauen kämpfen: Zweifel ja, verzweifeln nein.“

Wer so handelt, schätzt die anderen und das andere besonders durch einen offenen Austausch auf Augenhöhe. Eine solche Kultur der Offensive ist zugleich eine Kultur der Wertschätzung. Wir müssen uns dabei selbst fragen, wer wir als Christen sind. Wie können wir persönlich glaubwürdige Vorbilder sein, etwa durch unser eigenes Gebetsleben und unser Mitfeiern der Sakramente, durch eine im Glauben begründete karitative, pädagogische und soziale Kompetenz und Praxis? Darauf kommt es an: im Bewusstsein eigener Fehler und des eigenen, oft verborgenen Weges mit Gott den Menschen unserer Zeit gegenüber in allem Fragen, Suchen, Zweifeln das Licht in Finsternissen zu bekennen. Wer das glaubwürdig lebt – in Jesus Christus begründet, in der Bescheidenheit unseres fragenden Verstandes dem Heiligen Geist vertrauend und von Herzen ehrlich –, gibt glaubwürdiges Zeugnis. Ein solches Bekenntnis wirkt deshalb einladend, weil es die Grenzen zum anderen kennt.

Wer stattdessen aus Rücksicht zu lange seine guten Gründe verschweigt, vergisst sie auch schnell. So wurde in den Achtziger- und Neunzigerjahren in Pastorkursen empfohlen, möglichst wenig von Gott zu sprechen, um die eher fernstehenden Menschen dort abzuholen, wo sie stehen. Solche Kurse habe ich selbst erlebt. Wo Kreuze anlässlich interreligiöser Begegnungen aus falsch verstandener Rücksicht auf Andersgläubige aus dem Kirchoraum unsichtbar gemacht werden, da verliert die Kirche Profil und Glaubwürdigkeit. Solche Angst, sich vermeintlich als intolerant oder vormodern zu outen, hat zu einer zunehmenden Marginalisierung kirchlicher Relevanz auch für grundlegende Fragen der Ethik und Politik geführt. Säkulare Weltdeutungen drängten die Kirchen immer mehr in einen Identitätskonflikt zwischen Nischendasein und Anpassung. Dies hatte Konsequenzen für die Gestaltung von Liturgie, Kirchräumen und Katechesen. Verschüchtert adaptierte eine „moderne“ Kirche bisweilen ungefiltert säkulare Sprachspiele, Methoden und Bilder und stand dabei immer in der Gefahr, ihr Eigenes zu verlieren: ihr

auf Gott hin ausgerichtetes Gespür für das Geheimnis, das Heilige und nicht zuletzt ihr Staunen über Gottes Weg mit uns. Der Mut, auch gegen Widerstand für das erkennbar Eigene einzutreten, gewinnt, weil er glaubwürdig ist!

Für die Einheit innovativ: Kultur des Vertrauens

Viele verstehen nicht, warum heute wieder zahlreiche Gläubige und Seelsorger die kirchliche Tradition betonen. Dies ist unter anderem eine Folge einer überzogenen Defensive, die in der Vergangenheit zur Anpassung wurde. Das ist noch ein Grund mehr, im Sinne der Einheit eine neue Kultur des Mutes zu wagen, die ihr gewinnendes wie wertschätzendes Profil erkennbar zeigt und damit ebenso innen wie nach außen hin Brücken baut. Dabei miteinander um den richtigen Weg der Kirche zu ringen oder zu streiten, ist nötig und biswei-

» Statt immer wieder gutmeinende Hoffnungen zu wecken, sollten endlich ehrlich die Chancen und die Grenzen offen gelegt werden.

len kreativ. Sich dagegen im Namen von Kirche gegenseitig das Kirchesein abzusprechen und in Nischen eigene „Kirchen“ zu konstruieren, das ist wirklich unkatholisch und unglaubwürdig. Redlichkeit in der Kommunikation ist Voraussetzung für eine Kultur des Vertrauens. Die katholische Kirche ist keine Diskursdemokratie, in der sich durch Abstimmungen Wahrheiten konstruieren lassen. Dennoch wurde ein solcher Eindruck in der Vergangenheit immer wieder vermittelt. Viel Frust ist die Folge von groß angelegten Scheinmitbestimmungen, wenn nach viel Engagement am Ende wenig Zählbares herauskommt. Das haben die Gläubigen nicht erst seit den Hochglanzbroschüren von Bistumstagen oder vergleichbaren Foren in den Achtziger- und Neunzigerjahren gemerkt. Kein Wunder, dass Pfarrgemeinderatswahlen wenige interessieren. Und auch auf zählbare Resultate des Dialogprozesses darf man etwa nach den inhaltlichen Irritationen in Hannover gespannt

sein. Statt immer wieder gutmeinende Hoffnungen zu wecken, sollten – selbst wenn das für manchen schmerzlich sein mag – endlich ehrlich die Chancen und die Grenzen einer katholischen Zuordnung von Hierarchie und Mitbestimmung offen gelegt werden. Mit einer solchen Klärung ließen sich viele kleine und große Entscheidungsprozesse transparent und effizient im Sinne des Evangeliums und damit für die Menschen und deren Heil verwirklichen.

Entweltlichung heißt in diesem Zusammenhang, eine an Macht und Nepotismus orientierte Autorität zu entlarven und ihr eine klare Absage zu erteilen. An deren Stelle ist eine ausdrücklich geistliche Autorität im Amt zu fordern und zu fördern. Eine ehrliche und starke Mitbestimmung kann und muss es über pastorale Umsetzungen geben, nicht aber wird es sie geben über die

Bestimmung von Glaubenswahrheiten. Vor Ort ist, so sieht es das Kirchenrecht vor, der Pfarrer der Letztverantwortliche und deshalb der Leiter. Umso mehr muss sein glaubwürdiges geistliches Charisma Vertrauen stärken und seine Autorität unterstreichen.

Geistliches Profil der Veränderung

Innovationen sind möglich, ohne Neues gegen die Tradition oder Nicht-Kleriker gegen Kleriker auszuspielen und damit Kirche zu spalten. Statt sich in der fortlaufenden Organisation des Abbruchs, in öffentlichen Rückzugsgefechten oder im Aufwärmen immer gleicher Fragen zu verzetteln, brauchen wir ein geistliches Profil der Veränderung. Die Zukunft der Kirche ist nicht allein eine Sache des Change Managements. Weder immer neue Statistiken noch Marktstrategien führen sicher zu einem eindeutigen Ergebnis, wie eine gewinnende Pastoral der Zukunft aussehen soll. Unser Glaube ist kein Marktprodukt. Gott erspart uns in unserem Ringen um die

Zukunft der Kirche nicht unsere Ratlosigkeit (vgl. Karl Rahner). Ein gläubiger Mensch vertraut darauf, dass Gott durch und mit Menschen wirkt, wenn er mit ihm in Verbindung stehen will. Oswald von Nell-Breuning empfiehlt deshalb dem christlichen Entscheidungsträger, zum Heiligen Geist um die rechte Eingebung zu beten. Die Mühe der Entscheidung wird dadurch nicht genommen, aber wir wissen, dass wir die letzte Verantwortung vor Gott alleine haben. Nicht aus Resignation oder Pragmatismus, sondern aus einem solchen Geist des Vertrauens sind Entscheidungen um die Zukunft der Kirche zu

Sie scheint mir angesichts aktueller Herausforderungen ein Modell der Zukunft, für das sich junge Männer wieder begeistern lassen. Und sie ermöglicht ein kreatives Neudenken pastoraler Mitverantwortung als Volk Gottes, in dem Amt und Eucharistie ihren zentralen Wert behalten.

Kulturwechsel jetzt!

Unser gemeinsames Vertrauen auf das verbindende geistliche Fundament der Kirche setzt Hoffnung frei. Persönlicher Mut zu offensivem Glaubenszeugnis, das bescheiden bleibt, strahlt Hoffnung aus. Mit dem Heiligen Geist, der immer

» Die Zukunft der Kirche ist nicht allein eine Sache des Change Managements.

treffen. Wir können dabei aus den klassischen Missionsländern lernen (wobei Deutschland inzwischen ja selbst Missionsland ist).

Zentralisierung trocknet den lebendigen Glauben aus. Subsidiäre Pastoral stärkt das Gemeindeleben vor Ort, indem Verantwortung an Diakone und an bischöflich beauftragte Laien übertragen wird. Die Messe an jedem Sonntag oder sogar jeden Tag kann es nicht mehr an jedem Ort geben. Dieser Einschnitt ist schon jetzt Realität. Die Alternative zum „Weiter so“ heißt: Es gibt zentrale Kirchen, in denen regelmäßig und verlässlich die Heilige Eucharistie gefeiert wird. Daneben gibt es aber auch Priester, die in kleinen Gemeinschaften ihre Heimat haben könnten. Sie ziehen – wie der Apostel Paulus – immer wieder zu zweit als Missionare durch die Gemeinden, bleiben dort einige Zeit, feiern vor Ort die Sakramente und ermutigen die Aktiven. Diese Umsetzung erfordert eine ausdrückliche Priorisierung diözesaner Verantwortungsbereiche für das Pastoralpersonal, um die Orientierung an Charismen mit der pastoralen Vision und den daraus folgenden transparenten Zielen in einem erlebbar persönlichen Klima der Wertschätzung in Einklang zu bringen. Die Idee so genannter Pauluspriester ist nicht neu.

auch in der Kirche wohnt und der uns durch die Taufe begleitet, wird daraus eine Kultur der Glaubwürdigkeit, mit der Kirche wieder gewinnt. Das glaube ich. Aber das alles ist kein Selbstläufer. An vielen Stellen ist viel zu tun, und irgendwann werden wir alle gefragt werden, ob wir hier und jetzt genug Mut und Vertrauen dazu hatten.

Dr. Elmar Nass ist seit 2007 Domvikar am Hohen Dom zu Aachen. 2006 wurde er Bischöflicher Beauftragter für die Fortbildung des Pastoralpersonals im Bistum Aachen. Er lehrt außerdem Wirtschafts- und Sozialethik an der Technischen Hochschule Aachen.



Dr. Elmar Nass
elmar.nass@bistum-aachen.de



Alles sagen können, was gesagt werden muss

Vertrauen kann die Kirche nur gewinnen, wenn sie Vertrauen schenkt

In der „Sendung der Kirche im Bistum Münster“ vom 16. September 2012 heißt es: „Nur in einem Klima des Vertrauens und gegenseitiger Wertschätzung kann Seelsorge gelingen. Dabei ist zu bedenken: Vertrauen kann nicht einfach gemacht oder gar angeordnet werden. Vertrauen kann nur durch Vertrauen gestiftet werden.“ Was bedeutet diese Aussage für Sie persönlich? Warum ist dieser Anspruch in der aktuellen Situation wichtig? Was heißt das konkret? Diese Fragen beantwortet Weihbischof Dieter Geerlings.

Vertrauen ist in unserem Leben notwendig. Aber es ist ein schwieriges Wort, weil es in so unterschiedlichen Situationen gebraucht wird. Manchmal scheint das Wort sogar irgendwie veraltet zu sein: Denn Modernisierung heißt oftmals Vertrauensverlust – als Preis für die immer vielfältigere Differenzierung in unserem Leben.

Vertrauen ist vertraut

Trotzdem ist Vertrauen unter uns Menschen etwas Selbstverständliches. Ohne Zutrauen in uns, ohne „treue“ Wegbegleitung beim Heranwachsen, ohne Wertschätzung, ohne Anerkennung, ohne die Sorge anderer wäre niemand wirklich erwachsen geworden. Gelingende menschliche Entwick-

lung scheint nur in einem „Klima des Vertrauens und gegenseitiger Wertschätzung“ möglich zu sein. Es dürfte nicht schwer fallen, dies auf die Seelsorge in ihren vielen Ausformungen zu beziehen, wenn es schließlich darum geht, dass ein Mensch sich seiner Hoffnung und Sehnsucht bewusst wird und sich auf den Gott

der Gerechtigkeit und Liebe ausrichtet. Durch Zwielicht und Schatten hindurch wird jemand erwachsen im Glauben, wenn Glaubende an ihn glauben.

Der Mensch darf immer neu Vertrauter Gottes werden

Die Geschichte Israels in der Bibel zeigt, dass Gott den Menschen immer neu sucht. Die zentrale Rolle spielt im Alten Testament das Wort Gottes an Mose „Ich bin da“ – die Offenbarung des Gottesnamens. In dieser Geschichte dürfen wir uns selber entdecken. Sie wirft Licht auch auf alles seelsorgliche Bemühen. Gemeint ist die Erzählung vom brennenden Dornbusch. Mose erblickt in dem verdorrten Dornbusch

» Gottes Wesen besteht darin, für den Menschen da zu sein, wie immer seine Lage auch ist.

sein eigenes verdorrtes Leben. Dieses Vertrocknete wird ergriffen von Feuer. Das ist Symbol der unfasslichen Macht Gottes. Diese Macht vernichtet aber nicht. Mose geht in dieser Erfahrung etwas über sich selbst auf: Wie wertlos du dich auch selbst fühlen magst, wie wenig Selbstvertrauen du hast – du taugst so, wie du bist, dass Gott doch in dir wirkt mitsamt deinen Schwächen. Mose, dessen Leben belastet ist durch den Mord an einem Ägypter, kann aber diese Vertrauenskundgabe noch nicht richtig annehmen. Gott schenkt ihm als Antwort auf seinen Zweifel seinen Namen: Ich bin da. Gottes Wesen besteht darin, für den Menschen da zu sein, wie immer seine Lage auch ist. Diese Szene ist so gestaltet, dass Gott Wertschätzung und Anerkennung schenkt – darin kann Vertrauen wachsen, Gottvertrauen.

Vertrauen wächst, wo Zuwendung und Wertschätzung gegeben werden

Aus verschiedenen Gründen ist seit einiger Zeit von einer Vertrauenskrise der Kirche die Rede. Diese ist überall mit der Frage beschäftigt, wie sie Vertrauen wieder zurückgewinnen kann. Dabei geht es um das Vertrauen der Menschen in die Kirche, in die Seelsorgerinnen und Seelsorger, in die

Organisation, die Sache. Ist das nicht zu einseitig? Vertrauen kann die Kirche nur gewinnen, wenn sie den Menschen, mit denen sie zu tun hat, Vertrauen schenkt. Das gilt für alle und durch alle Ebenen in der Kirche hindurch. Vertrauen wächst, wo seitens der Gemeinschaft Anerkennung gegeben wird. Anerkennung heißt Zuwendung und Wertschätzung.

Als Beispiel sei hier die Katechese mit Kindern angeführt. Christiane Bundschuh-Schramm¹ fordert eine Basiskatechese, wie sie es nennt, die zunächst nichts anderes erzielen will als im Namen Gottes zu erfahren: Du bist liebenswürdig und wichtig. Diese Zusa-

ge gilt Kindern und Jugendlichen, aber auch Eltern brauchen diese Zusage von Vertrauen und Zutrauen.

„Die Katechesen mit Kindern und Familien spielten dabei eine große Rolle. Dürfen wir doch davon ausgehen, dass 60 Prozent der Kirchenmitglieder ‚Kasualienfromme‘ sind, Menschen, deren spezifischer Kirchenmitgliedschaftstyp darin besteht, an Taufe, Erstkommunion, Firmung, Trauung und Beerdigung teilzunehmen und auf diese Weise ihre Religiosität und Kirchenzugehörigkeit zu leben. Ihre Einstellung zur Kirche ist eher distanziert ... Ohne Anerkennung ihrer Weise, Kirche und Religion zu leben, ohne Wertschätzung ihrer Lebensleistungen und Bemühungen, Kinder aufzuziehen und in Kontakt mit Religion zu bringen, werden sie sich nicht auf das einlassen können, was ihnen in katechetischen Prozessen vermittelt werden will Die Anerkennung, die Kindern und Eltern entgegengebracht wird, ist Platzhalter für die Anerkennung und Würde, die Gott jedem Menschen zuspricht. Nur wenn sich das kirchliche Personal für die Eltern und Kinder, ihre Erfahrungen und Schwierigkeiten, ihr Glück und Elend interessiert, ist das Interesse Gottes glaubhaft. Der Zusage können Menschen nur

glauben, wenn sie die Zusage erleben.“

Aktive Wahrhaftigkeit stützt Vertrauen

Abschließend frage ich mich vor dem Hintergrund der pastoralen Zielsetzung unseres Bistums, ob ich selbst in meiner Tätigkeit, in meinem Leben den Seelsorgerinnen und Seelsorgern oder den vielen Ehrenamtlichen so Vertrauen schenke, dass Vertrauen entsteht, oder ob ich eher „Aufseher“ bin als Ermutiger zum Glauben, Mitsucher und Mitgeher auf dem Weg der Kirche „durch die Zeit“. So ist diese pastorale Zielsetzung auch geeignet für persönliche Einkehr und Umkehr. Und: Aktive Wahrhaftigkeit stützt Vertrauen. Wirkliche Leitung vertraut keinem, der nur Ja sagt, weiß man in der Unternehmensberatung². Kirche ist zwar kein Unternehmen. Aber ist diese Perspektive so weit entfernt von dem, was der Apostel Paulus Freimut nennt, griechisch parrhesia: alles sagen können, was gesagt werden muss?

¹ Basiskatechese. Anerkennung und Würde.

In: Anzeiger für die Seelsorge, 9/2012, 5ff

² Vgl. R. K. Sprenger, Vertrauen führt.

Frankfurt 2002, 115

Dieter Geerlings ist seit 2010 Weihbischof in Münster und als Regionalbischof zuständig für die Region Coesfeld-Recklinghausen.



Dieter Geerlings

redaktion@unsere-seelsorge.de



Vertrauensvoller Umgang mit Menschen

Aus Lebenserfahrungen für den Dialogprozess lernen

In einem Werbeprospekt für Geflügelspezialitäten las ich neulich: Qualität ist Vertrauenssache. Mich erinnerte das an einen Satz, der mir von meiner Mutter in Erinnerung geblieben ist. Als Kinder mussten wir gelegentlich kleine Besorgungen machen. Den Einkauf beim Metzger machte sie aber immer selbst, oft mit dem Hinweis: „Fleisch kaufen ist Vertrauenssache.“

Gegenseitiges Vertrauen spielt im Zusammenleben von Menschen auf den verschiedenen Ebenen eine sehr entscheidende Rolle, nicht nur beim Kauf des Sonntagsbratens.

„Das Vertrauensverhältnis zu Prof. Pfeiffer ist desolat ruiniert“, so begründete kürzlich die Deutsche Bischofskonferenz die Aufkündigung der Zusammenarbeit mit dem kriminologischen Forschungsinstitut in Niedersachsen. Dies ist nicht der Ort, um der Frage nach der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle in unserer Kirche nachzugehen. Es zeigt aber, welche dramatischen Auswirkungen der Verlust von Vertrauen haben kann. Das müssen wir zur Zeit schmerzlich erfahren.

In der Politik weiß man seit langem, wie wichtig gegenseitiges Vertrauen ist. Bei der Bewältigung von Konflikten spricht man häufig von „vertrauensbildenden Maßnahmen“. Gemeint sind die ersten Schritte, mit denen sich Parteien aufeinander zu bewegen. Wenn in einem Konflikt die eine Seite dann merkt, dass man dem Gegner über den Weg trauen kann, dann kann gegenseitig Verständnis füreinander wachsen und eben auch Vertrauen.

Mit dem Vertrauen ist es wie mit dem Eislaufen. Die ersten Schritte auf dem Eis sind meistens noch sehr zaghaft. Das ist auch vernünftig, schließlich muss man sich erst einmal davon überzeugen, ob es trägt. Doch wer merkt, dass das Eis dick genug ist, der kann sich unbefangen darauf bewegen. Ebenso beim Schwimmen: Wer die anfängliche Angst vor dem Wasser überwindet, wer die Erfahrung macht, dass das Wasser trägt, wenn man sich darin bewegt oder auch still auf der Oberfläche liegt, der gewinnt Vertrauen. Anders ist es, wenn einen die Angst packt. Dann werden die Bewegungen unkoordiniert, Panik kommt auf, und dann ist die Gefahr des Ertrinkens groß. So war es auch bei Petrus im Sturm auf dem See. „Warum hast du solche Angst?“, fragt ihn der Herr.

Die Psychologen sagen uns: Für die Entwicklung eines Menschen ist es ent-

scheidend, ob er ein ausreichendes Maß an Urvertrauen mit auf den Lebensweg bekommt. Erste frühkindliche Erfahrungen sind sicher das Wichtigste: Nestwärme, Zuwendung, Sicherheit, verlässliche Mahlzeiten, Geborgenheit, ... all das können Eltern den Kindern mit auf den Weg geben, und daraus können dann Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl erwachsen, Zutrauen zur Welt, vor allem ein Grundvertrauen zu Menschen. Ein Kapital, das man nirgendwo kaufen kann. Umgekehrt gilt freilich auch: Wer gegenteilige Erfahrungen macht, wem es an Urvertrauen fehlt, der tut sich später schwerer, anderen zu vertrauen. Wenn Eltern etwa allzu misstrauisch und ängstlich die Welt betrachten, kann in den Kindern nur schwer das zum Leben notwendige Grundvertrauen wachsen.

Wenn ich zurück denke, kann ich sagen: Auch wenn es manch schmerzhaften Einbruch gab, bin ich froh darüber, in einer Familie aufgewachsen zu sein, in der dieses Urvertrauen wachsen konnte. Auch in meinem späteren Leben bin ich immer wieder auf Menschen gestoßen, die mir etwas zugetraut haben, die mir einen großen Vertrauensvorschuss gegeben haben, die auch später hinter mir gestanden haben, wenn ich einen Fehler gemacht habe. Für mich ist Papst Johannes XXIII. die Gestalt in der jüngeren Kirchengeschichte, an der ich ablesen kann, was ein vertrauensvoller Umgang mit Welt und Menschen bewirken kann.

Was ich aus all dem für den Dialogprozess in der Kirche lerne:

- Wo ich mich auf Menschen, auf die konkrete Wirklichkeit dieser Welt, auch auf neue Entwicklungen ... nicht einlasse, wo ich nicht bereit bin, neue Erfahrungen zu machen, wo ich mich verschließe, da verfestigen sich Vorurteile, und es entstehen Angst und ein Klima des Misstrauens.
- Vertrauen zwischen Menschen ist immer ein gegenseitiges Geschehen, das auf Erfahrungen beruht. Am Anfang muss es immer einen Vertrauensvorschuss geben. So ist es gut, auch in kontroversen Diskussionen, dem Gegenüber erst einmal zu unterstellen, dass er es

gut meint. Das bedeutet möglicherweise: Ich muss Fixierungen, Klischees und Vorurteile abbauen. Das kann zunächst unsicher machen, weil ich mich auf einen Prozess einlasse, dessen Ausgang ich nicht kenne. Aber eine solche Haltung ermöglicht neue Perspektiven.

- Auch wenn ich nicht immer seinen Standpunkt teilen kann, die Wahrheit liegt nicht nur auf einer Seite. Mein Gegenüber hat vielleicht nur einen anderen Blick auf die Wirklichkeit. Deshalb gilt es, die jeweiligen Interessen, Befürchtungen und Beweggründe transparent zu machen. (Im Übrigen geht es auch in der Kirche nur selten wirklich um Glaubenswahrheiten, viel häufiger um Abwägungen und Einschätzungen.)

Es ist ein Stück Lebenserfahrung, dass ich vor allem dann mit Menschen vertrauensvoll umgehen kann, wenn sie authentisch sind, „wenn innen das drin ist, was außen drauf steht“, dann weiß ich, wo ich dran bin.

Norbert Kleyboldt ist seit 1999 Bischöflicher Generalvikar in Münster. Zuvor leitete er die Hauptabteilung Verwaltung im Bischöflichen Generalvikariat Münster und wirkte als Polizeiseelsorger.



Generalvikar Prälat Norbert Kleyboldt
sekr.generalvikar@bistum-muenster.de

Rechnet damit, dass der Geist euch führt

(Selbst-)Vertrauen als Potenzial

Pfarrer em. Ewald Spieker meint, die Kirche braucht Persönlichkeiten mit überzeugendem Selbstbewusstsein, die zuhören und inspirieren können, die andere individuell fördern und mit ihren unterschiedlichen Fähigkeiten gelten lassen, Persönlichkeiten, die wissen, wer sie sind und was sie können, die vor allem anderen aber auch wissen, wo sie auf den Rat und die Hilfe anderer angewiesen sind.

Kinder machen einen gewaltigen Schritt ins Leben, wenn sie zum ersten Mal „Ich“ sagen. Eltern sind froh, dankbar und stolz. Martin Buber sagt: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“ Dieses Werden entwickelt sich in der Kindheit, es durchzieht das ganze Leben. Reif sein heißt dann: Im Ich leben – verbunden mit dem „Du“, in vielfacher Gestalt – und das alles unter dem Segen Gottes!

Wir alle haben unsere persönliche Lebensgeschichte, in der sich unser Selbstbewusstsein ausgeprägt hat – in vielen Stufen: von stark bis schwach. Auf dem Weg der Selbstwerdung gibt es viele stärkende Impulse im Elternhaus, im Kindergarten und in Schulen. Viele Menschen haben in der kirchlichen Jugendarbeit Erfahrungen gemacht, die das Selbstbewusstsein gefördert und gestärkt haben. Es gibt auf diesem Weg auch Irritationen vielerlei Art, die das Selbstbewusstsein schwächen. Viele leben zum Beispiel mit einer Kirchengeschichte, die oft mehr von Kontrolle als von Vertrauen geprägt war. Ich erinnere mich noch gut daran, dass der Pastor in unserem Dorf über entscheidende Dinge des Lebens zu befinden hatte:

- Sollte an einem Freitag eine Familienfeier stattfinden (das war in sich schon ungewöhnlich) und dabei Fleisch gegessen werden, dann konnte der Pastor das ausnahmsweise genehmigen.

- Ob nach einer schlechten Wetterperiode am Sonntag in der Ernte gearbeitet werden durfte, das entschied der Pastor, auch wenn er von Landwirtschaft nichts verstand. Am Ende der Sonntagsmesse tat er seine Entscheidung kund. Die Bauern verhielten sich in der Regel entsprechend.

Wir tragen noch heute an den Konsequenzen dieser Allgemeinzuständigkeit der Priester in zentralen Lebensfragen. Nicht aufgeführt habe ich andere sensible Lebensbereiche wie etwa Sexualität und Moral. Heute erleben wir einen sich bedrohlich abzeichnenden Priestermangel. Es gibt sicher viele Gründe dafür, die niemand genau erfassen kann. Ich vermute, dass Gott uns damit etwas sagen möchte. Kann die Botschaft von „oben“ wohl heißen: Ihr seid die Getauften, ihr seid das Volk Gottes. Rechnet damit, dass der Geist euch führt und zu erkennen hilft, was zu tun ist im eigenen Leben, in Kirche und Welt. Fragt gemeinsam danach, was Gott will und was euch gut tut.

Gesamtverantwortung heißt nicht Alleinverantwortung

In der Kirche sollte jede Form der Leitung mehr Elemente von kommunikativem Suchen und Fragen haben als vom Alleinwissen Einzelner. Neben der hierarchischen Struktur hat es in der Kirche immer auch synodale

Kräfte gegeben. Nicht immer waren und sind beide Strukturelemente in einem guten, gesunden Ausgleich. Im Priesterrat unserer Diözese haben wir schon vor vielen Jahren formuliert: „Gesamtverantwortung des Pfarrers heißt nicht Alleinverantwortung.“ In der pastoralen Alltagswelt sind wir dabei, solche Sätze noch zu buchstabieren.

- Zum Beispiel nimmt in der Gemeinde A eine Pastoralreferentin die Vorbereitung auf die Erstkommunion wahr. Der Pfarrer hält sich seit Jahren bei diesem Thema zurück. Ein Eindruck in der Gemeinde: „Der Pfarrer war schon wieder nicht beim Elternabend dabei.“ Den Pfarrer, der seine Leitungskompetenz wahrnimmt und in diesem Punkt die Verantwortung seiner Kollegin überlässt, können solche Äußerungen nicht erschüttern. Aufgaben, die übertragen oder übernommen werden, müssen von der betreffenden Person verantwortlich getan werden. Leitung in der Kirche wahrnehmen heißt von Jesus lernen: Er sendet die Jünger aus, er lässt sie wirken und arbeiten, mit ihren Berichten kommen sie zu ihm zurück, er bestärkt sie neu.

- Auf allen Ebenen der Kirche gibt es Menschen, die bei der Wahrnehmung ihrer Leitungsfunktion Angst ausstrahlen. Angst ist in der Regel ein schlechter Ratgeber. Ich bin sicher, viele Ängste

könnten sehr vermindert werden, wenn diese Funktionsträger sich mit anderen, die auch den Heiligen Geist empfangen haben, ehrlich und offen beraten würden. Alleinverantwortung macht Angst und bewirkt Unbehagen. In den Fragen, die ich in meinem Leben zu entscheiden hatte, habe ich zunehmend gelernt, wie gut und hilfreich es ist, Menschen um sich zu haben, die für Gespräche offen sind und bei Entscheidungsfindungen deutliche Fragen stellen. Diese helfen bei einer ehrlichen Urteilsbildung und Entscheidungsfindung, vorausgesetzt: das Grundvertrauen stimmt! Jesus gibt uns darin ein Lernbeispiel, dass er sein Dabei-Sein an das Zusammenkommen mehrerer knüpft: „Wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Menschen, die mit geringem Selbstvertrauen leben müssen, sind an dessen Ausbildung im Lauf des Lebens in der Regel nicht schuldhaft beteiligt. Die Umstände des Lebens und die Auswirkungen von außen stehen oft Pate. Das geringe Selbstvertrauen lässt sich abbauen und in neues Vertrauen zu sich und zu den Mitmenschen wandeln durch gute, wohlwollend-kritische und verlässliche Menschen am Lebensweg, die mit Rat und mit klärenden Gesprächen bereit stehen.

Leitung ist nötig

Ohne Leitung ist Leben nicht zu organisieren. Und sie ist immer mit Macht verbunden. Macht ist allerdings verführerisch! Die deutschen Bischöfe schreiben in einem aktuellen Brief an die Priester: „Priesterlicher Leitungsstil ist nicht auf die Vermehrung der eigenen Macht oder zur Herrschaft über die anderen ausgerichtet, sondern darauf, dass alle Gläubigen ihre je eigene Verantwortung für die Sendung der Kirche erkennen und wahrnehmen können“ (09/2012). Das ist ein frommer Wunsch! Denn auch in der Kirche verändert die Leitungsgewalt ihre Träger. Je mehr Macht jemand hat, umso sensibler muss er werden für jede Form von Missbrauch. Um es konkret zu sagen: Wer eine Mitra trägt, der wird anders wahrgenommen. Auch er selbst nimmt die Welt anders wahr. Hier wage ich einen vorsichtigen Blick

auf die Priesterkleidung. Dieses Thema hat nur am Rand mit unserer Frage zu tun. Bei jüngeren Mitbrüdern erlebe ich allerdings, dass sie sich zunehmend wieder priesterlich kleiden. Sie haben sicher gute Gründe dafür. Ich habe das nicht zu beurteilen. Ich erlebe nur, dass dieses Thema in unseren Gesprächen zwischen den Generationen kaum angesprochen wird. Persönlich habe ich vor vielen Jahren meine Priesterkleidung abgelegt, weil sie mir für mein Priestersein nicht mehr half, sondern mich eher behinderte.

Die Bildung der neuen, großen Pfarreien erscheint mir wie ein Experiment. Ob es gelingt, wird nicht nur, aber doch entscheidend davon abhängen, wie die leitenden Pfarrer diese mit Klugheit, Klarheit, mit Kompetenz und vor allem mit Einfühlungsvermögen führen. Werden sie ihre Mitbrüder, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und vor allem die große Zahl der Ehrenamtlichen individuell fördern, die persönlichen Stärken gelten lassen und nicht als Konkurrenz wahrnehmen, sondern als Geschenk für das Team und die ganze große Einheit? Es sind Persönlichkeiten gefragt mit überzeugendem Selbstbewusstsein, die zuhören und inspirieren können, die andere individuell fördern und mit ihren unterschiedlichen Fähigkeiten gelten lassen, Persönlichkeiten, die wissen, wer sie sind, was sie können und wo sie auf den Rat und die Hilfe anderer angewiesen sind. Diese Einschätzung gilt nicht nur für die leitenden Pfarrer, allerdings sind sie schon in einer besonderen Verantwortung. Ich könnte ähnliche Wünsche formulieren für alle anderen Ämter und Dienste.

Macht verändert Menschen

Keine Gemeinschaft kann auf Dauer ohne Leitung bestehen, allerdings ist Leitung ohne Selbstkontrolle und ohne wirkliche Kontrolle durch andere gefährlich! Wer zu sich selbst kein Vertrauen hat, wer kein Vertrauen hat in die Kompetenz anderer, der kann nur schwer mit anderen zusammenarbeiten, er kann auch keine Leitung wahrnehmen. Wer gelernt hat, selbstkritisch auf sein Leben zu schauen, und wer dabei

kundige, vertrauenswürdige, kluge und unabhängige Ratgeber zur Seite hat – das müssen auch in der Kirche nicht nur geweihte Häupter sein – und wer diesem Rat traut, der hat das beste Potenzial zu leiten und zu führen. Jeder Amtsträger wird sofort unterschreiben, dass sein Amt und jedes Amt in der Kirche ein Dienst-Amt ist. Aber wie zeigt sich das? Auch „der Geist von oben“ wirkt in der Regel nicht anders als durch Menschen. Auf ihn zu vertrauen, schenkt Gelassenheit und führt am Ende zu mehr Selbstsicherheit.

„Johannes, nimm dich nicht so wichtig“, diese Einsicht und Größe von Papst Johannes XXIII. bleiben vorbildlich.

Ewald Spieker war von 1984 bis 2009 Mitglied des Priesterrats der Diözese Münster und von 1993 bis 2003 Dechant im Dekanat Münster-Hiltrup. 2004 wurde er Beauftragter in der bistumsinternen Suchtberatung für den Bereich der Geistlichen im Bistum Münster. Er lebt seit 2011 als Pfarrer em. in Münster-Hiltrup St. Clemens.



Ewald Spieker
espieker@muenster.de



Hierarchie im Volk Gottes?

Gedanken zum Verhältnis von Amt, Dienst und Charisma

„Wie stehen Dienste und Ämter in der Kirche zueinander? Wie lässt sich *Communio* in (und mit) der kirchlichen Hierarchie leben? Welcher Art des Vertrauens bedarf es in und zwischen den verschiedenen Ämtern und Diensten?“ Diese grundlegenden Fragestellungen hat die Redaktion von **Unsere** Seelsorge Hermann Kappenstiel, seit vielen Jahren Mitglied und Moderator des Priesterrates des Bistums Münster, vorgelegt und ihn gebeten, vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen die aus seiner Sicht notwendigen Entwicklungsperspektiven aufzuzeigen.

Die Fragen, die mir von der Redaktion aufgegeben sind, begleiten mich seit einiger Zeit. Die Versuchung, das Thema „grundsätzlich“ anzugehen und etwas „Prinzipielles“ dazu zu schreiben, ist nicht so groß wie die Abneigung, etwas zu schreiben, was andere schon viel besser und ausführlicher dargelegt

so.... das Gesetz vom Dienen. Was lange leben will, muß dienen. Was aber herrschen will, das lebt nicht lange.“³ Plötzlich verschwindet der Diener, die Mitglieder des Bundes suchen vergeblich nach ihm. Der Bund verliert an Bedeutung. Doch eines Tages taucht Leo wieder auf: „Elastisch und geduldig lief er

nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ (Mt 20,28)

- „Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen; denn nur einer ist euer Lehrer, Christus. Der Größte von euch soll euer Diener sein.“ (Mt 23, 8-11)

- „Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern der Größte unter euch soll werden wie der Kleinste, und der Führende soll werden wie der Dienende. Welcher von beiden ist größer: wer bei Tisch sitzt oder wer bedient? Natürlich der, der bei Tisch sitzt. Ich aber bin unter euch wie der, der bedient.“ (Lk 22, 26f)

- „Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ (Joh 13, 14f)

Wir haben ein Leitbild, die Leitlinien sind klar – von Anfang an.

Mir wird bewusst, dass die Frage nach dem Verhältnis von Diensten, Ämtern und Charismen in der Kirche vor allem auf die Frage hinaus läuft, wie in der Kirche Leitung verstanden und wahrgenommen wird, wie Entscheidungen zustande kommen, wer an relevanten Entscheidungen beteiligt ist, was Partizipation meint, und in welcher Weise im Volk Gottes Kommunikation gestaltet wird.

Wer Seelsorgerin und Seelsorger ist, geht alle an!

Vor zwanzig Jahren war ich als Leiter des Bischöflichen Jugendamtes tätig. Dort musste ich mich mit der Frage von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – in der Mehrzahl Sozialpädagoginnen/en und Sozialarbeiter/innen – auseinandersetzen, wie ihre Arbeit im kirchlichen Kontext zu bewerten sei. Sie sahen sich vor allem seitens kirchlicher Amtsträger mit dem Vorwurf konfrontiert, sie

» Mir kommen gelegentlich starke Zweifel, wie ernst die Rede vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen gemeint ist.

haben, als ich es könnte. Deshalb beschreibe ich, wie die folgenden Gedanken entstanden sind, was ich entdeckt habe, was mir zugefallen ist und woran ich mich wieder erinnert habe.

Das Gesetz vom Dienen

Die Empfehlung eines guten Bekannten, der in der Personalabteilung eines großen Industriekonzerns arbeitet, „Die Morgenlandfahrt“ von Hermann Hesse¹ zu lesen, kam fast gleichzeitig mit der Anfrage, ob ich etwas schreiben könnte zum „Verhältnis von Diensten, Ämtern und Charismen in der Kirche“. „Hermann Hesses Erzählung berichtet von dem Geheimbunde der Morgenlandfahrer, der die in allen Völkern und Zeiten zerstreute Gemeinschaft der Gläubigen, der Träumer, Dichter, Phantasten darstellen soll, symbolisch in ein gleichzeitiges Schicksal zusammengefasst.“² Hochbegabte Menschen jeglicher Couleur gehören zu den Morgenlandfahrern. Unter all diesen Koryphäen spielt der Diener Leo eine besondere Rolle; im Allgemeinen findet er wenig Beachtung, ist aber immer zur Stelle, wenn man ihn braucht. „Dieser unscheinbare Mann hatte etwas so Gefälliges, unaufdringlich Gewinnendes an sich, dass wir alle ihn liebten. Er tat seine Arbeit fröhlich, sang oder pfiff meistens vor sich hin, war nie zu sehen, als wenn man ihn brauchte, ein idealer Diener.“ So beschreibt der Ich-Erzähler den Diener Leo. Später fragt er den Diener, warum diejenigen, die den Menschen großartige Erkenntnisse vermitteln, selber unscheinbar werden, und warum niemand mehr nach ihnen fragt. Und Leo antwortet: „Das Gesetz will es

durch die Gassen, mir voraus, mir den Weg zeigend, ganz Führer, ganz Diener seines Auftrages, ganz Funktion.“⁴ Am Ende der Erzählung zeigt sich, dass der Diener Leo der „Oberste“ des Geheimbundes ist: „In einem feierlichen und prachtvollen Ornat wie ein Papst stieg der durch die Reihen der Oberen zum Hohen Stuhl hinan ... Sorgfältig, demütig, dienend trug er seine strahlende Würde, demütig, wie ein frommer Papst oder Patriarch Insignien trägt.“⁵ In diesem Zusammenhang erzählte mir mein Bekannter, was in Wirtschaft und Industrie große Aufmerksamkeit erfährt und von Personalverantwortlichen thematisiert wird: Servant Leadership. Prinzipien dienender Unternehmensführung⁶.

Dienendes Führen als Leitbild

Die Topmanager als Diener des Unternehmens? „Die Idee, dass eine Führungskraft über ihre Führungsrolle und ihren Dienst an der eigenen Firma hinaus gleichzeitig ein Diener der Gesellschaft ist, gewinnt im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts generell an Akzeptanz, auch wenn sie noch nicht allgemein respektiert wird. Evident wird das in der Anerkennung der gesellschaftlichen Verantwortung (Corporate Social Responsibility, CSR) als Teil eines ethischen, und immer mehr auch erfolgreichen, Managements von Unternehmen.“⁷ Ich reibe mir die Augen, als ich das lese: Dienende Führungskraft als Lebenshaltung? Das haben wir als Kirche doch von Anfang an im „geistlichen Gepäck“. Unwillkürlich fallen mir Jesusworte ein:

- „Denn auch der Menschensohn ist

machten eigentlich nur „Vorfeldarbeit“ – eben keine eigentliche Jugendarbeit, geschweige denn Jugendseelsorge. Schon damals zeichnete sich ab, dass immer weniger Priester für die geistliche Leitung in Jugendverbänden zur Verfügung stehen würden. Der Gedanke, dass auch „Laien“ geistliche Leitung übernehmen könnten, fand bei (vor allem höheren) kirchlichen Amtsträgern keine Resonanz. Dass es mittlerweile zumindest eine Ordnung für die geistliche Leitung durch (ehrenamtliche) Laien in den Verbänden gibt (wie im Kirchlichen Amtsblatt unseres Bistums zu lesen war)⁸, finde ich – wenn auch längst überfällig – sehr erfreulich.

» Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen, darin liegt die große Herausforderung.

Gleichzeitig sind die Diskussionen, wer denn an Seelsorge beteiligt ist und sein darf, durchaus nicht verstummt.

Mir kommen gelegentlich starke Zweifel, wie ernst die Rede vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen gemeint ist. Der Fachverband „Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie“ (CBP) hat 2009/2010 ein Diskussionspapier zur Seelsorge in Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen vorgelegt⁹. Der Pastoralausschuss des CBP, der das Papier erarbeitet hat, wollte ihm den Titel „Alle sind Seelsorger“ geben. Von höherer Stelle wurde signalisiert, diese Formulierung sei nicht konsensfähig. Zulässig war dann schließlich das Motto: „Seelsorge geht alle an!“ Dahinter tun sich grundsätzliche theologische Debatten über Formen des kirchlichen Amtes auf, die – so wie sie oft geführt werden – notwendige Entwicklungen verhindern. Dass dabei tiefe Gräben entstanden sind – zwischen Amtsträgern und „Laien“, zwischen Bischöfen und Priestern, zwischen Priestern und „Laien“ im pastoralen Dienst, zwischen Amtsträgern und Getauften und Gefirmten – ist nicht zu leugnen. Mich beunruhigt diese Tatsache zunehmend, zumal nicht wenige Christinnen und Christen in meinem Bekanntenkreis die

Hoffnung auf eine gelingende Kommunikation bereits aufgegeben haben. „Du glaubst doch nicht allen Ernstes, dass es sich lohnt, mit „denen da oben“ zu sprechen!“ bekomme ich zu hören. „Die da oben“ sind dann je nach eigenem Standort Bischöfe, Pfarrer oder Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten.

Fruchtbar zusammenwirken?

Die Frage „Wie stehen Dienste und Ämter in der Kirche zueinander?“ ist keine „sachliche“ Frage, die (nur) theoretisch bearbeitet und beantwortet werden könnte. Es ist eine eminent praktische Frage, die deshalb auch immer (bei aller notwendigen theoretischen Auseinan-

dersetzung) in der (gemeinsamen!) Praxis beantwortet werden muss. So gewendet lautet sie: „Wie gehen die, die in der Kirche ein Amt haben oder einen Dienst tun, miteinander um?“ und „Wie gehen sie mit denen um, die eben kein Amt haben und keinen Dienst offiziell übertragen bekommen haben – mit denen also, die ‚nur‘ getauft und gefirmt sind?“ Dass es dabei nicht um die Beschreibung von (beklagenswerten) Zuständen geht, sondern um gangbare Wege, ist klar. Wie kann das gehen, dass „Ämter,

» Ein unübersehbarer Dissens besteht zwischen den offiziellen kirchenamtlichen Standpunkten und der pastoralen Praxis vieler Seelsorgerinnen und Seelsorger.

Dienste und Charismen“ ersprießlich und fruchtbar zusammenwirken? Darum geht's! Aber wie kann's denn gehen?

Kommunikative Spiritualität

Hilfreich finde ich einen leider wenig beachteten Text von Papst Johannes Paul II.¹⁰ In seinem Apostolischen Schreiben „Zu Beginn des neuen Jahrtausends“ sagt er: „Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen, darin liegt die große Herausforderung, die in

dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen.“ Er skizziert eine „Spiritualität der Gemeinschaft“ – eine kommunikative Spiritualität. Sie hat ihre Grundlage im Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit, die in allen Gläubigen aufleuchtet. Sie muss vor der Planung konkreter Initiativen gefördert werden, „indem man sie überall dort als Erziehungsprinzip herausstellt, wo man den Menschen und Christen formt, wo man die geweihten Amtsträger, die Ordensleute und die Mitarbeiter in der Seelsorge ausbildet, wo man die Familien und Gemeinden aufbaut“. Sie muss immer und überall gepflegt werden: „in den Beziehungen zwischen Bischöfen, Priestern und Diakonen, zwischen Amtsträgern und allen Christenmenschen und in allen Gruppen, Vereinen und Räten“. Johannes Paul II. ruft eine „alte pastorale Weisheit“ in Erinnerung. Sie will alle, die in der Kirche ein Leitungsamt haben, dazu ermutigen, „das ganze Volk Gottes so weit wie möglich anzuhören“. Er zitiert den heiligen Benedikt. Der fordert den Abt auf, bei wichtigen Entscheidungen auch die jüngsten Mitglieder zu befragen, denn „der Herr offenbart oft einem Jüngeren, was das Bessere ist“. Im selben Zusammenhang zitiert der Papst auch den heiligen Paulinus von Nola: „Wir wollen an den Lippen aller Glaubenden hän-

gen, weil in jedem Gläubigen der Geist Gottes weht.“ Ich stelle mir vor, wir würden uns dort, wo wir in kirchlichen Kreisen miteinander denken, reden und handeln, von den Ratschlägen des heiligen Benedikt von Nursia und des heiligen Paulinus von Nola praktisch leiten lassen. Ich frage mich: Wie viel autoritative Rückendeckung brauchen wir denn noch, um endlich damit anzufangen? Die soeben skizzierten Gedanken stammen ja von einem Papst, den die Kirche zur Ehre der Altäre erhoben hat.



Ergebnisoffene Dialogprozesse:

Wie geht das?

Ich möchte zum Schluss meiner Überlegungen von einer Erfahrung im Priesterrat erzählen. In seiner Sitzung im September 2012 hat der Priesterrat einstimmig beschlossen, sich mit der Tatsache auseinander zu setzen, dass in etlichen pastoralen und theologischen Fragen ein unübersehbarer Dissens besteht zwischen den offiziellen kirchenamtlichen Standpunkten und der pastoralen Praxis vieler Seelsorgerinnen und Seelsorger. Wir waren uns einig, dass eine (weitere) Polarisierung weder wünschenswert noch hilfreich ist, und dass wir als Priesterrat, zu dem ja neben den gewählten und berufenen Priestern auch der Bischof, die Weihbischöfe und weitere Leitungsverantwortliche unseres Bistums gehören, den Versuch unternehmen sollten, das Gespräch miteinander zu führen und eine Verständigung zu suchen. Der Geschäftsführende Ausschuss hatte die Aufgabe, Thematik und Zielsetzung zu

präzisieren und ein angemessenes Vorgehen für diesen thematischen Schwerpunkt zu entwickeln. Ausgangspunkt waren folgende Gedanken:

- Im Priesterrat sind Personen vertreten, die ausnahmslos – wenn auch auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Bereichen – Leitungsaufgaben wahrnehmen, also (wenn man so will) an der Kirchenleitung beteiligt sind.
- Unbestreitbare Grundlagen verantwortlichen pastoralen (Leitungs-) Handelns sind: die Heilige Schrift, die geistliche Tradition der Kirche und die Lebenserfahrung der Menschen, für die die Kirche da ist (vgl. Röm 12, 13 / Gaudium et spes Nr. 1 / Lk 12, 54-57).
- Wir gehen von der Annahme aus, dass es im Priesterrat niemanden gibt, der das in Frage stellt, dass vielmehr alle ernsthaft darum bemüht sind, sich an den genannten Punkten zu orientieren.
- Wenn es jedoch auf der Handlungsebene zu sich ausschließenden Optionen und divergierendem Handeln

kommt, muss gefragt werden, wo die Ursache dafür zu suchen ist, wenn doch prinzipiell die gemeinsame Ausgangsbasis nicht in Frage gestellt wird.

Der Geschäftsführende Ausschuss ging weiterhin von folgender Annahme aus: Die Ursache für die unterschiedlichen Optionen und für das divergierende pastorale Handeln ist zu suchen in der unterschiedlichen Wahrnehmung von Wirklichkeit beziehungsweise in unterschiedlichen Erfahrungen mit der Wirklichkeit der Menschen von heute, was zu unterschiedlichen Beurteilungen der Situation und zu unterschiedlichen Handlungskonsequenzen führt.

Offen von den Erfahrungen sprechen

Für das Gespräch im Priesterrat ergab sich daraus eine erste Konsequenz bezüglich der Zielsetzung: Wenn der Priesterrat einen praktischen Konsens herbeiführen möchte, muss der erste Schritt dahin führen, dass alle Mitglieder ihren Wahrnehmungshori-

zont erweitern und so die Grundlage für die Beurteilung der pastoralen Situation verbreitern. Das wiederum macht erforderlich, dass alle, die sich am Gespräch beteiligen wollen, möglichst offen von ihren Erfahrungen sprechen und aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen. Dass ein solches Gespräch nicht leicht sein würde und eher selten geführt wird, war nach unserer Einschätzung zweifellos der Fall. Darum wollten wir – wie schon in früheren Sitzungen angestrebt – unser Gespräch als geistlichen Prozess sehen und dem Wirken des Geistes Raum geben, das heißt Zeiten für das Hören des Wortes Gottes, für Stille, Besinnung und Gebet von vornherein einplanen. Am Abend des ersten Sitzungstages hatten wir eine Stunde Zeit für den Einstieg. Der Geschäftsführende Ausschuss legte zunächst dar, wie er sich die Bearbeitung des Schwerpunktthemas vorgestellt hatte. Danach waren alle eingeladen, sich einen Raum der Stille zu schaffen und zu überlegen, was sie am folgenden Tage ins Gespräch bringen wollten. Anschließend versammelten wir uns in der Kapelle und hörten nach einer Zeit der gemeinsamen Stille das Evangelium vom vorhergehenden Sonntag (Mk 7, 31-37) von der Heilung des Taubstummen – in der Hoffnung, dass von uns am anderen Tag gesagt werden könnte: „und sie konnten richtig reden“. Die Vorgabe für die erste Runde am Morgen des nächsten Tages war, dass jeder (der wollte) von seinen Erfahrungen mit den bekannten kritischen Fragen und Themen sprechen sollte. Uns war klar, dass dafür viel Zeit notwendig sein würde. Dass es dann fast drei Stunden wurden, in denen jeder der Anwesenden etwas gesagt hat, während alle anderen zuhörten, und dass „nur zugehört“ und zu keinem Zeitpunkt debattiert oder diskutiert wurde, war für

alle eine überraschende und bemerkenswerte Erfahrung. Ihren Abschluss fand diese Zuhör-Runde mit einer kurzen gemeinsamen „Stillen Zeit“.

Strittiges gemeinsam bearbeiten

Nach der Mittagspause haben wir in fünf Gruppen drei Fragen erörtert: 1. Was ist der Gewinn des Gespräches? 2. Welche Gemeinsamkeiten können wir feststellen? 3. Wo gibt es Klärungsbedarf beziehungsweise an welchen Themen und Fragen muss der Priesterrat konkret weiterarbeiten? Die Ergebnisse wurden im Plenum vorgestellt. Wichtig scheint mir der Beschluss des Priesterrates zu sein, dass (wenn wir nicht nur ein atmosphärisch gutes Gespräch führen wollen) einzelne strittige Fragen gemeinsam bearbeitet werden müssen – mit dem Ziel, gemeinsame Standpunkte und Handlungsoptionen zu benennen. Der Geschäftsführende Ausschuss wurde beauftragt, die nächste Priesterratssitzung entsprechend vorzubereiten – in Absprache mit dem Bischof.

Neue Antworten suchen

Wie ernst es allen Beteiligten mit einer fruchtbaren Entwicklung der anstehenden Fragen und mit der Suche nach – auch neuen – Antworten ist, wird sich erweisen (müssen). Ich meine, der (an verschiedenen Stellen initiierte) Dialogprozess kann auch im Priesterrat nur gelingen, wenn er prinzipiell ergebnisoffen geführt wird, womit keineswegs einer Beliebigkeit das Wort geredet wird. Aber – „neuer Wein gehört in neue Schläuche“ (Mk 2, 22). Ich finde, ein erster Schritt ist getan, und weitere Schritte, die uns dem Ziel näher bringen, können folgen. Dass das möglich ist, daran halte ich bis zum Erweis des Gegenteils fest.

¹ Hermann Hesse, Die Morgenlandfahrt, Suhrkamp Taschenbuch 750 / 1. Auflage 1982 – Suhrkamp Taschenbuch Verlag

² So charakterisiert Günter Eich die Erzählung (4. Umschlagseite).

³ a.a.O., 34.

⁴ a.a.O., 72.

⁵ a.a.O., 85.

⁶ Hans H. Hinterhuber u.a. (Hrsg.) Servant Leadership, Prinzipien dienender Unternehmensführung, Erich Schmitt Verlag Berlin 2007.

⁷ a.a.O., 1: Ervin Laszlo, Geleitwort – Servant Leadership als Lebenshaltung ist Erfolgsfaktor.

⁸ Kirchliches Amtsblatt Diözese Münster, Art.161, Nr. 17, 1.September 2012

⁹ Seelsorge geht alle an! – Eine Ermunterung zum Handeln. Eckpunkte zur Seelsorge in den Einrichtungen und Diensten der Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie, in: Neue Caritas 17/2011.

¹⁰ Johannes Paul II. NOVO MILLENNIO INEUNTE; 43-45: Eine Spiritualität der Gemeinschaft.

Hermann Kappenstiel ist Moderator des Priesterrats der Diözese Münster sowie Seelsorger und Rektor der Hauskapelle im Stift Tilbeck in Nottuln. Er ist beauftragt mit der Geistlichen Begleitung, Pastoralen Supervision und Exerzienseelsorge im Bistum Münster.



Hermann Kappenstiel
hermannkappenstiel@gmx.net



Communio beginnt vor Ort

Wie das Miteinander im Seelsorgeteam gelingen kann

Für Margret Nemann, promovierte Theologin und Leiterin des münsterschen Instituts für Diakonat und pastorale Dienste, haben die Seelsorgeteams vor Ort eine Schlüsselfunktion, wenn es darum geht, kirchliches Leben vor Ort so zu gestalten, dass es zum glaubwürdigen Zeugnis des Evangeliums Jesu Christi wird.

„Meine Mutter ist stärker als der Papst“ – diese Äußerung eines Kollegen war keineswegs respektlos gemeint. Vielmehr wollte er damit zum Ausdruck bringen, dass seine Mutter ihn zuerst und vor allem in seinem Glauben geprägt hat. Seine Mutter, später dann auch andere Personen aus seinem Umfeld, waren für seine Glaubensbiografie entscheidender als die „Großwetterlage“ unserer Kirche. In diesem Sinne gilt auch für mich: „Meine Mutter ist stärker als der Papst!“ Deshalb möchte ich auch

keine grundsätzliche theologische Bestimmung des Miteinanders der verschiedenen Dienste und Ämter in der Kirche vornehmen, sondern – ausgehend von meinen Beobachtungen vor allem in der Beratungspraxis – darüber nachdenken, wie kirchliches Leben vor Ort so gestaltet werden kann, dass es zum glaubwürdigen Zeugnis des Evangeliums Jesu Christi wird.

Seelsorgeteams nehmen eine Schlüsselstellung ein, und die Zusammenarbeit von Seelsorgern und Seelsorgerinnen hat erhebliche Auswirkungen auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens vor Ort. Vor allem in denjenigen Gemeinden unseres Bistums ist etwas in Bewegung gekommen, in denen die Seelsorgeteams sich zunächst auf den Weg gemacht und danach gefragt haben, wie sie sich selbst verstehen, was sie in ihrem Handeln leitet und welche Strukturen sie für ihren Auftrag brauchen. Vor dem Hintergrund dieser gut kooperierenden Teams sind trotz aller Unterschiede in den jeweiligen Strukturen und Persönlichkeiten folgende Gemeinsamkeiten zu erkennen:

- **Charismatische Orientierung**

Diese Teams reden nicht nur davon, dass alle Getauften und Gefirmten eine gemeinsame Sendung haben, sondern in ihrer Haltung und in ihrem Handeln wird dies auch erfahrbar. Die Basis ihres seelsorglichen Selbstverständnisses ist bei aller Unterschiedlichkeit der einzelnen Charismen, Dienste und Ämter die Überzeugung, dass das Apostolat der Kirche sich durch all ihre Glieder verwirklicht (Dekret „Apostolicam Actuositatem“ Nr. 2). Konkret erlebbar wird solch eine Überzeugung vor allem in der Wahrnehmung von Leitung, die durch einen partizipativen Führungsstil gekennzeichnet werden kann, der die gesamte Pastoral prägt, der für Hauptamtliche wie Ehrenamtliche gilt und der sich an deren Charismen orientiert. Wie sehr eine geteilte Verantwortung wahrgenommen und gelebt werden kann, hängt wesentlich vom leitenden Pfarrer ab. In gut funktionierenden Teams habe ich niemals die kirchenrechtlich geltende, in der Praxis oft

allerdings verhängnisvolle Rede von der Letztverantwortung des Pfarrers gehört. Diese Pfarrer vertrauen darauf, dass der Dialog im Seelsorgeteam wie in den kirchlichen Gremien zu Entscheidungen führt, die alle mittragen können. Diese Pfarrer sind auch in der Lage, Verantwortung zu delegieren und mit Hauptamtlichen wie Ehrenamtlichen darüber nachzudenken, wer welche Aufgaben entsprechend den Charismen eigenverantwortlich wahrnehmen und in diesen ein kreatives Potenzial verwirklichen kann. Schließlich sorgen diese Pfarrer aber auch für Strukturen, die eine verlässliche und verbindliche Zusammenarbeit an der gemeinsamen Sendung ermöglichen.

- **Das wöchentliche Dienstgespräch**

Um eine gute Kommunikation nach innen und nach außen zu gewährleisten, ist für diese Teams das wöchentliche Dienstgespräch von zentraler Bedeutung. In diesem geht es nicht nur um eine reibungslose Organisation der anfallenden Arbeit, sondern um eine

» Wie sehr eine geteilte Verantwortung wahrgenommen und gelebt werden kann, hängt wesentlich vom leitenden Pfarrer ab.



kontinuierliche Vergewisserung des eigenen Selbstverständnisses und der Sendung im Geist Jesu. Dazu gehört der geistliche Austausch ebenso wie die Auseinandersetzung mit pastoralen Zielen und Schwerpunkten.

Das Dienstgespräch ist auch der Ort der Reflexion und Kontrolle. Immer wieder gilt es zu überprüfen, ob Zuständigkeiten und Rollenaufteilungen funktioniert haben, Arbeitsaufträge erfüllt worden und Kommunikationswege gelungen sind.

Neben den Dienstbesprechungen nehmen diese Teams sich regelmäßig eine Auszeit, um in Klausurtagen entweder die eigene Arbeit zu überprüfen, sich theologisch weiterzubilden, die eigenen geistlichen Grundlagen zu vertiefen oder sich mit den komplexen Anforderungen der Kirche in unserer Gesellschaft auseinander zu setzen.

Als wertvolles Instrument der Reflexion und Überprüfung der eigenen Arbeit haben die Teams auch das Mitarbeiterjahresgespräch kennen und schätzen gelernt. Jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter erhält die Möglichkeit, vom jeweiligen Dienstvorgesetzten ein Feedback zu bekommen, ihm aber auch ein solches zu geben.

- **Teamkultur**

Eine erste Haltung lässt sich kennzeichnen als Respekt vor dem oder der anderen im Team und dessen oder deren oft fremden Denken, Fühlen und Handeln. Dass dieser Respekt eine hohe Anforderung an alle Teammitglieder darstellt, wird vor allem dann einsichtig, wenn man sich vor Augen führt, wie vielschichtig eine solche Teamkonstellation in der Praxis oft ist. Seelsorgerinnen und Seelsorger verschiedener Generationen mit unterschiedlichen Lebens- und Glaubenserfahrungen, die sich im Selbstverständnis und im pastoralen Handeln niederschlagen, arbeiten zusammen.

So notwendig auch diesen Teams eine Orientierung an einem gemeinsamen pastoralen Leitbild erscheint, wichtig ist es ihnen, Unterschiedlichkeiten zuzulassen und auszuhalten. Dies können sie, weil sie sich über ihre Erfahrungen austauschen und ihre Unterschiedlichkeiten im gemeinsamen Gottesglauben aufgehoben wissen.

Eng verbunden mit dem gegenseitigen Respekt ist das Interesse aneinander, sodass in diesen Teams auch den persönlichen Befindlichkeiten, den Freuden und Sorgen jedes einzelnen Teammitgliedes Raum gegeben wird (Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ Nr. 1). Um einander am Leben und Glauben Anteil geben und nehmen zu können, pflegen diese Teams, ohne zu einem Freundeskreis zu werden, eine Teamkultur, die über die gemeinsame Arbeit hinausreicht.

Schließlich gibt es eine gegenseitige Wertschätzung der unterschiedlichen Rollen im Team. Diese Wertschätzung liegt darin begründet, dass in solchen Teams nicht in „oben“ und „unten“ gedacht und gehandelt wird, sondern dass alle Teammitglieder sich auf der Grundlage der gemeinsamen Sendung bewusst sind, dass es unterschiedlicher Ämter und Dienste bedarf, um die Botschaft vom Reich Gottes zu verkünden und Wirklichkeit werden zu lassen.

• **Vergewisserung des geistlichen und theologischen Fundamentes**

Wenn es die vornehmste Aufgabe von Seelsorgern und Seelsorgerinnen ist, den Menschen in ihrem Umfeld den lebendigen Gott und seine Lebensbotschaft nahe zu bringen und in ihren Lebensbezügen den Anruf Gottes zu entdecken, ist es unerlässlich, dass Seelsorger/innen selbst eine lebendige Gottesbeziehung pflegen und sich im Team vergewissern, dass die Basis allen pastoralen Handelns das Vertrauen in die Führung des Heiligen Geistes ist. Dabei kann diese Vergewisserung der eigenen Berufung und des gemeinsamen spirituellen Fundamentes auf sehr unterschiedliche Weise geschehen: Einige beginnen die Dienstbesprechung mit dem Bibelteilen, andere nehmen sich eine stille Zeit der Anbetung, wiederum andere treffen sich zum gemeinsamen Stundenge-

bet oder zum Glaubensaustausch. Um die Kirche vor Ort im Sinne Jesu Christi zu entwickeln, bedarf es neben der spirituellen Verankerung der theologischen Reflexion und Gestaltung. Deshalb tauschen sich diese Seelsorgeteams auch nicht nur über ihre Visionen aus und verständigen sich auf gemeinsame Ziele, sondern sie entwerfen theologische Konzepte und reflektieren kontinuierlich, ob diese einer menschenfreundlichen Pastoral dienlich sind. Dazu gehört, dass die Teams nach Wegen suchen, wie die Verkündigung der Frohen Botschaft unter postmodernen Bedingungen verantwortbar wahrgenommen werden kann und welche pastoralen Schwerpunkte von daher zu favorisieren sind.

Wenngleich diese Ausführungen zu einer guten Arbeits- und Lebenskultur im pastoralen Team sicherlich nicht umfassend sind, ist doch erkennbar, dass solch ein Miteinander sich auf die Gemeinkultur insgesamt wie auch auf den Umgang mit den Menschen am jeweiligen Ort auswirkt.

Das Selbstverständnis, dass alle Gläubigen zum Aufbau des Leibes Christi berufen sind, ein sich daraus ergebender partizipativer Leitungsstil und eine geteilte Verantwortung sowie eine Orientierung an den Charismen, eine wertschätzende Haltung gegenüber

dem Andersdenkenden und Andershandelnden und anderes mehr sind nur dann glaubwürdig, wenn sie über das jeweilige Team hinausgehen und den Gläubigen der Gemeinde ebenso gelten wie allen Menschen vor Ort.

Erfahren die Menschen vor Ort allerdings solch einen evangeliumsgemäßen Umgangsstil, der auch Fehler und Brüche mit einschließt, wird Kirche an Glaubwürdigkeit zurückgewinnen. Letztlich werden Menschen dann erfahren, dass es neben den in der Öffentlichkeit immer wieder kritisierten kirchlichen Entscheidungen auch eine Kirche gibt, die Gott, sein Dasein für das Leben der Menschen in den Mittelpunkt stellt. Diese Erfahrung suchen aber Menschen nach wie vor, und dafür lebt die Kirche seit ihren Anfängen.

Professor Dr. Margret Nemann leitet seit 2009 das Institut für Diakonat und pastorale Dienste (IDP) in Münster. Diese Einrichtung der Diözese Münster ist für die Aus- und Fortbildung der Ständigen Diakone sowie Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten zuständig. Seit 2002 leitet sie den Studiengang Supervision an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Münster.



Prof. Dr. Margret Nemann

E-Mail: nemann-m@bistum-muenster.de



Vertrauen als Managementprinzip

Leitung eines Seelsorgeteams - Leitung einer Gemeinde

Communio ist das Leitbild der Gemeindeleitung, Kollegialität das Grundprinzip der Leitung eines Seelsorgeteams. Beides stärkt die Gemeinschaft der Gemeinde, beides schafft Vertrauen unter den pastoralen Berufsgruppen. Stefan Jürgens, Pfarrer der St.-Otger-Gemeinde in Stadtlohn, beschreibt, wie Teamarbeit geistlich gestaltet werden kann. Er kritisiert dabei ein autoritäres Amtsverständnis.

» Unreifer und angstbesetzter Glaube ist meistens die Ursache für Klerikalismus.



Wider den Klerikalismus

In vielen Kirchengemeinden herrschte über lange Zeit faktisch eine zwar katholisch ummantelte, jedoch im Grunde genommen archaisch-magische Naturreligion vor. Man bediente sich

christlicher Rituale, hatte aber von Erlösung noch nie etwas gehört. So blieb der Glaube entwicklungsmäßig in den Kinderschuhen stecken. Unreifer und angstbesetzter Glaube jedoch ist meistens die Ursache für Klerikalismus. Wo

eine Gemeinde ihren Leiter als skurrilen Schamanen erlebt und sogar akzeptiert (Klerikalismus von unten) und wo ein Gemeindeleiter sich selbst von den so genannten Laien abgrenzen muss, um seine wankende Identität zu stärken oder gar die eigene Unsicherheit zu verstecken (Klerikalismus von oben), entsteht keine Atmosphäre des Vertrauens.

Das magisch-klerikale Amtsverständnis, das nicht biblisch-christlich, sondern eher archaisch-römisch daherkommt, ist meines Erachtens eines der Hauptübel in der katholischen Kirche; die Sakralisierung des Amtes, seine spirituelle Überhöhung im Sinne einer religiösen Mittlerschaft verdirbt die geistliche Atmosphäre eines Seelsorgeteams und einer Gemeinde. Sie überfordert den jeweiligen Amtsträger maßlos und ist letzten Endes Ursache vieler weiterer menschlicher Katastrophen bis hin zum Kindesmissbrauch. Das so genannte ontologische Amtsverständnis hat gegenüber dem eher funktionalen den Nachteil, dass es dem heidnisch-magischen Kultpriester zum Verwechseln ähnlich sieht; der große Hang zum Numinosen, der darin liegt, ist nun einmal nicht christlich, auch wenn manche Traditionalisten dies bedauern mögen. Autorität gewinnt ein Mensch ausschließlich durch seinen Charakter, seine Haltungen und Werte, seinen wertschätzenden Umgang mit Menschen sowie seine fachliche Kompetenz. Wer jedoch allein aufgrund seines Amtes Autorität beansprucht, wird fachlich und menschlich scheitern. „Wir machen das so, weil ich der Pfarrer bin“ ist eine absolut peinliche Aussage. Wer nicht argumentieren und andere in seine Überlegungen einbeziehen kann, wer nicht kritik- und damit korrekturfähig ist, sollte kein Leitungsamt anstreben. Eine gesicherte Identität verleiht festen Halt. Haltung kann man auf zweierlei Art gewinnen: von innen oder von außen, durch Charakter oder Amt. Im Verhalten eines Menschen schließlich kommen Halt und Haltung untrüglich zum Vorschein. Wer ein Seelsorgeteam und eine Gemeinde leitet, muss deshalb zuallererst zuhören können. Er muss nicht immer

das erste und das letzte Wort haben (das hat sowieso Jesus Christus selbst), sondern sollte sich an die einfachen Regeln gepflegten Umgangs halten. Dann klappt es auch mit dem Vertrauen. Leider führt der Klerikalismus immer noch zu Egomane und Narzissmus, zu aufwändigem Lebensstil einschließlich Anfälligkeit für Gefälligkeiten, ganz zu schweigen von den antichambrierenden Seilschaften aalglatter Karrieristen. Man verliert darin zuerst den Überblick und dann sich selbst. Man wird offen lassen müssen, ob klerikale Amtsträger automatisch autoritär werden, oder ob unreife, narzisstische Persönlichkeiten eine besondere Affinität zum kirchlichen Leitungsamt haben. Eindeutig ist, dass die klerikale Selbstüberschätzung dazu führt, sich selbst mehr zuzutrauen, als man wirklich kann. Solche Amtsträger können dann häufig nicht delegieren, sie fühlen sich für alles zuständig und vor allem auch kompetent, es muss alles „über ihren Tisch“

» Wer allein aufgrund seines Amtes Autorität beansprucht, wird fachlich und menschlich scheitern.

laufen. Damit machen sie andere klein und sich selbst lächerlich. Das dadurch gesäte Misstrauen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gegenüber vergiftet den Teamgeist, bis der Leiter einsam ist, von allen guten Geistern verlassen.

Teamarbeit geistlich gestalten

Seelsorgeteams müssen sich regelmäßig treffen, dienstlich und auch informell auf persönlicher Ebene. Es genügt nicht, unter den Zelebranten die Messen zu verteilen und nur alle paar Wochen mit den anderen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu sprechen. Die Treffen müssen geistlich gestaltet werden. Das geht in Stadtlohn St. Otger sehr praktisch: Bevor wir konkret planen, hören wir auf das Wort Gottes; wir lesen es, bedenken es und teilen es bedend miteinander. Dieser Einstieg ist von hoher Bedeutung; er verhindert, dass man sich im Pragmatismus von Satzungen und Sitzungen verliert. Oder, noch

schlimmer, dass man einfach drauflos diskutiert. „Aus der Heiligen Schrift“ ist immer besser und tiefer als „aus dem hohlen Bauch“. Ohne diesen geistlichen Weg genehmigt man sich meistens nur die Lösungen der Vergangenheit; man sucht nach dem bereits Bekannten, anstatt unter der Führung des Gottesgeistes das wirklich Neue zu finden. Das Wort Gottes hilft, die konkrete Situation in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Darüber hinaus bedarf auch die Art und Weise, Zusammenkünfte zu leiten, einer Sensibilität, die im aufmerksamen Hören auf den jeweils anderen einen Widerhall der Stimme Gottes vernimmt. Geistliche Gemeindeführung ist damit auch eine Form menschlicher Wertschätzung aus dem Geist des Evangeliums heraus. Sie bedarf einer hohen Selbstreflexion: Denn wer selbst unangreifbar geworden ist, wird andere angreifen, ohne dies noch zu merken. Am Ende wird er menschlich ungreifbar und zum Schluss

unbegreiflich. Teamleiter müssen sich beständig anfragen lassen. Sie müssen nicht perfekt sein, nicht für alles das passende Rezept haben, sondern im Hören auf Gottes Wort und im aufmerksamen Erkennen der „Zeichen der Zeit“ das konkrete Miteinander gestalten. Wer in Gott ruht – und in sich selbst – kann sich in Frage stellen (lassen), kann daraus lernen und daran reifen.

Kommunikation, Leben und Leiten

Wer Vertrauen gewinnen möchte, muss sich zunächst an die einfachen Kommunikationsregeln halten. Vor allem darf er sich selbst nicht allzu wichtig nehmen. So entstehen Wertschätzung und Motivation. Wer geistlich leitet, entdeckt die Potenziale derer, für die er verantwortlich ist. Er sorgt dafür, dass sie eigene Initiativen einbringen und ihre Talente entfalten können. Wer geistlich leitet, nimmt seine Schwestern und Brüder ernst. Er bevormundet sie

nicht, sondern findet gemeinsam mit ihnen einen Weg, der ihrer ureigenen Berufung zum Christsein entspricht.

Wer Gemeinde geistlich leitet, sollte selber geistlich leben. Das drückt sich aus im persönlichen Gebet, in einer guten Beziehung zur Heiligen Schrift und zu den Sakramenten sowie in einer kritisch-loyalen Kirchlichkeit. Gott und den Menschen gegenüber muss man liebesfähig sein, leidenschaftlich, solidarisch. Gemeindeleiter müssen reife Persönlichkeiten sein, die sich selbst annehmen können, weil sie von Gott geliebt sind. Sie dürfen keine Eigenbrötler sein, die andere nur dazu benutzen, ihre eigenen Ideen umzusetzen. Vielmehr müssen sie aufmerksam hören und sich selbst zurücknehmen können. So bleibt der größere Zusammenhang stets im Blick: das Heil der Menschen, die Gemeinschaft der Kirche, Gott selbst.

Das eine Volk Gottes – Leitung miteinander teilen

Amtsträger und Laien bilden gemeinsam das eine Volk Gottes. Mögen sie auch differenzierte Berufungen haben, so sind sie doch aufeinander verwiesen in der einen Kirche. Gemeinsam ist ihnen der Heilige Geist, den sie in der Taufe als Gabe und in der Firmung als Aufgabe empfangen haben. Kommt aufgrund der Sakramentalität der Kirche für die Leitung einer Pfarrei nur der geweihte Amtsträger in Frage, so gibt es doch in jeder Gemeinde Gruppen und Aufgaben, die der geistlichen Leitung bedürfen. Diese kann von haupt- und ehrenamtlichen Laien besonders engagiert, intensiv und glaubwürdig ausgeübt werden. Oft haben besonders charismatische Christen schon seit Jahrzehnten bestimmte geistliche Leitungsaufgaben in Caritas, Verkündigung, Liturgie und Gemeinschaft. Sie sind die „Säulen der Gemeinde“. Zu den ersten Aufgaben der amtlichen Gemeindeleitung gehört das Aufspüren neuer Charismen. Wer „seine“ Gemeinde gut kennt, wird garantiert fündig!

Leitung geht deshalb nicht ohne Beteiligung und Teilhabe. Der einsame Leiter, der alles vorgibt und dem alle folgen, ist

allein menschlich gesehen undenkbar. Wer keine Querdenker duldet, produziert Ja-Sager und systemkonforme Karrieristen – und fährt damit langfristig „die Karre an die Wand“, weil dabei nichts Neues entstehen kann. Es wird ja nur der Status Quo verwaltet. Damit aber der Geist wirklich „wehen kann, wo er will“, braucht es eine Vielzahl an Meinungen, an konstruktiver Kritik – auch und gerade in Kirche und Gemeinde. Das ist nicht nur geboten und sinnvoll, sondern ein Zeichen der Glaubwürdigkeit: Denn wer hätte das Recht, einen anderen für ungeistlich zu halten, nur weil er eine abweichende Meinung vertritt? Am Ende kommt es darauf an, wie derjenige, der seinen Leitungsdienst geistlich versteht, das Ganze zusammenführt: am besten als „Brückenbauer“. Das bedeutet nicht, nur um des lieben Friedens willen faule Kompromisse einzugehen; es bedeutet vielmehr, die Spannung zwischen Offenheit und Identität so auszuhalten, dass sie für das Ganze fruchtbar wird.

Kompetenz und Macht

Macht ist an sich nichts Schlechtes, denn ohne Macht kann man nichts machen. Macht ist das Vermögen, überhaupt etwas in Bewegung bringen zu können. Deshalb ist nicht die Frage entscheidend, ob es überhaupt Macht geben darf, sondern die Art und Weise, wie man damit umgeht und wie diese Macht dann ausgeübt wird. Für Gemeindeleitung bedeutet das: Meinungen

bedürfen einer Begründung, Beschlüsse einer nachvollziehbaren Argumentation, Wege und Ziele brauchen einen kooperativen Prozess. Wo Macht allein autoritär begründet und ausgeübt wird und man auf Argumente verzichtet, wird Macht meistens missbraucht. Der Wille einer Einzelperson allein kann nicht Maßgabe pastoralen Handelns sein. Vielmehr gilt: Die Verantwortung liegt in der Communio, der Leiter jedoch steht für das Ganze. So ist es wichtig, dass ein Pastoralteam sich

selbst, den Gremien und der Gemeinde gegenüber immer wieder Rechenschaft gibt über getroffene Entscheidungen und eingeschlagene Wege. Es muss ein lebendiges Miteinander geben, in dem Amtsträger und Laien, Kirchenleitung und Gemeindegremien gleichermaßen auf das Wort der Heiligen Schrift hören und auf Augenhöhe miteinander sprechen. Nimmt man ernst, dass Getaufte und Gefirmte wahrhaft Geistliche sind, dann ist jede nur autoritäre oder nicht argumentativ kommunizierte Entscheidung zutiefst ungeistlich. Autorität kommt von lateinisch „augere“, „groß machen“. Wer andere groß machen kann, wer sie wachsen und reifen lässt, hat Autorität. Nach Benedikt von Nursia ist Autorität eine Instanz, die weiterhilft, unterstützt, ermutigt und ermahnt; eine Lebenshaltung, die den Fortschritt und das Wohl derjenigen im Auge hat, die ihm anvertraut sind. Wer Menschen zu größerer Selbstständigkeit und zu mehr innerer Freiheit verhilft, hat in diesem Sinne Autorität.

Haltungen und konkrete Schritte

Meine Grundfragen in der Team- und Gemeindeleitung sind: Wie wird die Gemeinde geistlicher, im Glauben und Handeln, im Gebet und in der Tat? Wodurch kommen die Menschen mehr mit Jesus Christus in Kontakt? Wie kommen wir im Seelsorgeteam gemeinsam zu (inhaltlichen) Schwerpunkten, wie zu Leichtpunkten? Und schließlich: Wie ist die Arbeit prak-

» Gemeindeleiter müssen reife Persönlichkeiten sein, die sich selbst annehmen können.



tisch und pragmatisch zu bewältigen, damit niemand überfordert wird? Dazu ist mir Folgendes wichtig geworden: Ich denke nicht konzeptionell, sondern personal. Die erste Frage lautet nicht: „Wie mache ich das?“, sondern: „Wer bin ich?“ Ich versuche, eine spirituelle Person zu sein, vor allem durch eine regelmäßige geistliche Ordnung. Ich versuche, solidarisch zu sein und sehe hin, wo eine Not ist, um die sich (noch) niemand kümmert. Ich bemühe mich, präsent zu sein,

» Nur was wir miteinander tun und verantworten können, wird segensreich sein.

die Menschen wertzuschätzen und anzunehmen, ihren guten Willen zu sehen. Ich weiß, dass die persönliche Ausstrahlung wirksamer ist als alle Konzepte. Die Qualität der Begegnung ist wichtiger als alle Methoden.

Ich sage, was ich denke, und bemühe mich um Authentizität. Ich hoffe, einen frohen Glauben zu haben. Ich ermutige, indem ich aufrichtig bin. Ich muss nicht ängstlich Gott beschützen (wie es Fundamentalisten und Traditionalisten tun), sondern darf ihn in aller Freiheit anbieten. Freiheit ist das oberste Gebot; ich mache keinen Druck und zwingt die Menschen zu nichts. Glauben kann man nicht machen. Ich kann nur helfen, ihn zu entdecken. „Es ist nicht wichtig, dass wir sie alle haben – es ist wichtig, dass Gott sie alle hat“, sagt der heilige Augustinus.

Ich mache nicht nur Angebote und ich mache nicht alles allein, sondern suche Gleichgesinnte, zunächst im Seelsorgeteam und dann in der Gemeinde. Dann entsteht etwas, das über alle noch so guten Einfälle, Ideen und Inhalte hinausgeht: Communio, Wertschätzung, „Spiritualität der Gemeinschaft“ (Johannes Paul II.). Nur was wir miteinander tun oder zumindest gemeinsam überlegt haben und verantworten können, wird segensreich sein.

Ich definiere mein Tun nicht von Defiziten her, sondern von den Ressourcen: „Ärgert Sie das nicht, wenn nur so wenige da sind?“, fragte unsere Pfarrgemeinderats-Vorsitzende. „Nein, gar nicht“, habe ich geantwortet. „Die Kirche lebt von der Kontinuität, nicht von der Quote.“ Ich stecke nicht alle Energie in die sakramentale

und katechetische Grundversorgung, sondern plane Zeit für Projekte: Kür und Pflicht müssen in einem guten Verhältnis stehen. Die pastorale Arbeit muss motivierend sein, sie muss Freude machen und Gemeinschaft stiften.

Ich unterscheide, wo sich der Einsatz lohnt. Aussichtslose Konflikte gehe ich gar nicht erst ein, reibe mich nicht an alten Strukturen wund, auch nicht an denen der Kirche. Ich muss nicht überall beliebt sein, nicht jedem gerecht werden. Wer das versucht, wird bald scheitern nach dem altbekannten pastoralen Dreischritt „ankommen – verkommen – umkommen“, auf den man immer wieder hereinfällt, wenn man nicht aufpasst.

Und ich lasse auch mal etwas sterben, verabschiede mich von Dingen (und Gremien), die nicht mehr lebensfähig sind. Dazu gehört eine kritische Distanz zu Gewohnheit und Geselligkeit – hier stecken nur noch wenige pastorale Chancen, aber viele Zeitfresser! In Abwandlung des Augustinus-Wortes sage ich häufig: „Wenn wir sie alle haben, dann haben wir sie nicht mehr alle.“

Meine wichtigste Aufgabe als Gemeindeführer definiere ich häufig so: Ich bin nicht für alles verantwortlich, aber ich stehe für das Ganze. Meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter können sich darauf verlassen, dass ich hinter ihnen stehe und ihnen den Rücken stärke. Und wenn mal etwas schiefgeht, stehen wir das gemeinsam durch. Bewusst haben wir uns im Seelsorgeteam nicht für einen hierarchisch-klerikalen, sondern für einen kollegialen Führungsstil entschieden, der gegenseitige Loyalität, aber auch eigene Freiheit ermöglicht.

Die darin verwirklichte Subsidiarität ist entlastend und bewahrt vor gegenseitiger Überforderung. „Es gibt viel zu tun, aber es ist nicht schwer“ – so meine kontinuierliche Antwort auf die Frage, wie es mir in der Gemeinde so geht.

Meine Erfahrung ist: Das alles schafft Authentizität und Verlässlichkeit, es verleiht Ausstrahlung, es tut dem Seelsorgeteam und der Gemeinde gut. Vertrauen kann man nicht machen und nicht erzwingen. Wenn es entsteht, ist es Frucht unseres guten Miteinanders und der Gnade Gottes.

Stefan Jürgens ist seit 2006 Pfarrer in Stadtlöhn St. Otger, einer 16 800 Mitglieder zählenden Pfarrgemeinde. Er ist Mitglied im Priesterrat der Diözese Münster. Von 2004 bis 2008 war er Sprecher beim „Wort zum Sonntag“ in der ARD. In der Jugend- und Erwachsenenbildung, in Seminaren und Exerzitien hat er viele Menschen in ihrer theologischen Reflexion und geistlichen Vertiefung begleitet.



Stefan Jürgens
juergens-s@bistum-muenster.de

Ein „eigentlich“ selbstverständliches Verhältnis

Über Caritas und Vertrauen

Relativ gesehen befindet sich die Caritas in einer vorteilhaften Situation – zumindest im Vergleich mit der katholischen Kirche, der gesetzlichen Rentenversicherung oder den politischen Parteien. Im Vergleich allerdings – das sei auch gesagt – mit dem ADAC und dem Roten Kreuz steht sie schlechter da. Dennoch kann sie in der Bevölkerung – wie aus Umfragen immer wieder hervorgeht – mit einem hohen Vertrauensvorschluss rechnen.

In der Tat können im Alltag der Caritas viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer wieder erfahren, wie sehr und wie viel ihnen Vertrauen entgegengebracht wird. Das beginnt mit den Kindern – und nicht zuletzt ihren Eltern –, die den Erzieherinnen und Erziehern in den über 750 Tageseinrichtungen unseres Bistums und ihrer (auch religions-)pädagogischen Kompetenz vertrauen. Es geht weiter über die zigtausend Patienten, die sich mit dem Vertrauen auf Heilung und Genesung in die Hände des pflegerischen, ärztlichen und sonstigen Personals unserer Krankenhäuser begeben. In zahllose Beratungsstellen und -angebote kommen tagtäglich Hilfe- und Ratsuchende in dem Vertrauen, dass ihr Gegenüber ihnen mit Offenheit, Verständnis, naheliegendem Rat oder weiterführender Unterstützung eine Perspektive vermittelt. Auch diejenigen, die durch die Sozialstationen betreut werden, vertrauen auf deren professionelle wie mitfühlende Begleitung. Schließlich vertrauen

behinderte, psychisch oder physisch eingeschränkte, ältere und demenzerkrankte Menschen – ebenso wie deren Angehörige – darauf, dass sie in den Behinderten- oder Altenhilfeeinrichtungen der Kirche und ihrer Caritas erfüllt und menschenwürdig leben, alt werden und irgendwann einmal sterben können.

All das ist eben nicht selbstverständlich. Es ist ohne Zweifel verdientes, aber gleichwohl mühsam erarbeitetes Vertrauen, das schon durch kleine – oft genug unabsichtliche und zuweilen auch von außen bewirkte – Gegebenheiten und Einflüsse beschädigt werden kann. Dabei denke ich gar nicht mal an so extreme Fälle wie ärztliche Fehler, finanzielle Misswirtschaft oder arbeitsrechtliche Horrorgeschichten als gefundenes Fressen für die Medienlandschaft. Manchmal reicht in einer Altenhilfeeinrichtung schon eine an drei aufeinanderfolgenden Tagen mit Marmelade bekleckerte Bluse, die vom Medizinischen Dienst der Krankenkassen als Beleg für

Unsauberkeit bewertet wird, dass Angehörigen ihr Vertrauen in das Haus, dessen Mitarbeiter und die Zuverlässigkeit der Pflege schwindet. Alltägliche und „ganz gewöhnliche“ Beispiele dieser Art ließen sich viele benennen. Aber so ist das wohl mit dem Vertrauen: Auch im Alltag der Caritas basiert es auf und lebt von den Kleinigkeiten.

Auch vor diesem Hintergrund hat der Caritasverband für die Diözese Münster 2011 strategische Ziele verabschiedet, die dazu beitragen sollen, das Vertrauen in die Caritas, ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und nicht zuletzt in die Qualität ihrer Arbeit, Dienste, Angebote und Leistungen zu stärken. Zwei der Ziele will ich in diesem Zusammenhang herausgreifen.

Christliches Engagement für den Menschen

Das erste strategische Ziel „Caritas – christliches Engagement für den Menschen“ zielt auf die Glaubwürdigkeit

caritativer Arbeit. Wie sehr Vertrauen mit der Glaubwürdigkeit, Integrität und Verlässlichkeit unseres Gegenübers zusammenhängt, wissen wir aus unseren vertrauten Beziehungen. Ein überzeugtes und überzeugendes Handeln auf der Basis des Evangeliums, auf dem christlichen Gottes- und Menschenbild, aus der paradigmatischen Zuwendung Jesu Christi zu den Benachteiligten und Hilfebedürftigen aller Art, ist und bleibt für die verbandliche Caritas entscheidende Voraussetzung dafür, dass ihr auch zukünftig so viel Vertrauen entgegengebracht wird wie bisher. Nichts wird die Vertrauenswürdigkeit der Caritas stärker fördern als die Identität zwischen Gehalt und Gestalt ihrer

» Nichts wird die Vertrauenswürdigkeit der Caritas stärker fördern als die Identität zwischen Gehalt und Gestalt ihrer Botschaft.

Botschaft, zwischen dem selbst verkündeten Anspruch und der Wirklichkeit. Das ist nicht einfach eine Aufgabe, die nur den jeweiligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern persönlich zugeordnet werden kann, das ist auch eine Anforderung an die entsprechenden Träger, Dienstgeber, Einrichtungen und Leitungen. Durch verschiedene Angebote in Gestalt differenzierter Exerzitienangebote für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von Inhouse-Veranstaltungen zu religiösen Themen, spirituellen Impulsen, Führungskräfte-schulungen oder theologischen Abenden in der Geschäftsstelle des Diözesancaritasverbandes versuchen wir, die Vertrauens- und Glaubwürdigkeit der verbandlichen Caritas, aller, die haupt-, neben- oder ehrenamtlich in und für sie arbeiten, sowie ihrer Institutionen und Leistungen zu vertiefen.

Qualität bewusst machen und Transparenz fördern

Das dritte strategische Ziel will „Qualität bewusst machen und Transparenz fördern“. Wie in vielen anderen Bereichen gilt auch in der Caritas, dass Transparenz das Zusammenleben und -arbeiten erleichtert. Sie fördert und schafft nicht nur Vertrauen – wie viel-

fach zu hören ist –, sie setzt es zunächst einmal voraus. Nur wer Vertrauen hat – in seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, in die Qualität seines Angebotes, in die Richtigkeit seiner Perspektiven und Anliegen –, hat die Offenheit, Souveränität und Freiheit, sich – auch in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht – in die Karten schauen zu lassen. Leider führt vereinzelter missbräuchlicher und betrügerischer Umgang mit Finanzen auch im caritativen Sektor zu immer mehr, am Ende zu flächendeckendem Controlling. Der Einzel- oder Extremfall wird ähnlich wie in vielen anderen Bereichen des gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens zum Normal- oder Regelfall erklärt. Dementspre-

chend weitet sich auch in der Caritas, ihren Institutionen und Unternehmen das Controlling aus. Getreu der Lenin zugeschriebenen Redewendung: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, weitet sich das Prüf-, Zertifizierungs-, Evaluierungs-, Rezertifizierungs-, Güte- und TÜV-Siegelssystem munter aus. Immer wieder jedoch belegt Missmanagement jeder Art (in allen gesellschaftlichen Sparten genauso wie im Raum der Kirche und ihrer Caritas), dass es durch solche und ähnliche Formen der Kontrolle keineswegs automatisch verhindert wird oder unterbleibt. Kontrolle ist gut, keine Frage, aber Vertrauen ist noch besser, weil es keine Rechenschaftsnehmer, Prüfer und Überwacher auf der eine und Rechenschaftspflichtige, Geprüfte und Überwachte auf der anderen Seite zeitigt, sondern Solidarität im Hinblick auf den gemeinsam zu verantwortenden Arbeits- und Aufgabenbereich bewirkt. Darum wäre es auch hier hilfreich, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen. Gleichwohl führt jeder Einzelfall zu einem Vertrauensbruch mit immensen und meist unüberschaubaren Folgen, zumal die Caritas in vielen Fällen auf Spenden und Stiftungen angewiesen ist, die nicht zuletzt in dem Vertrauen gegeben werden, dass

mit ihnen gut, hilfreich und auch regelkonform umgegangen wird. Ist das Vertrauen in die jeweiligen Akteure auch nur einmal enttäuscht worden, braucht es lange, bis ein Vertrauensverhältnis wieder hergestellt ist, sofern es dazu überhaupt noch kommt. Mit dem strategischen Ziel „Qualität bewusst machen – Transparenz schaffen“ setzt die Caritas im Bistum Münster auf Vertrauen, weil es Solidarität bewirkt.

Caritas ohne Vertrauen geht nicht, das ist klar. Doch so wenig Zweifel diesbezüglich bestehen mögen, so viel werden wir seitens der verbandlichen Caritas dafür auch zukünftig tun müssen. Die strategischen Ziele sind nicht für die Ewigkeit gedacht, sondern nur als Orientierung für einen begrenzten Zeitraum. Vielleicht helfen sie in der Kürze der Zeit dennoch, ein Verhältnis zu intensivieren, das (nur) „eigentlich“ selbstverständlich ist.

Domvikar Dr. Klaus Winterkamp ist Mitglied des Priesterrats der Diözese Münster und seit 2011 Vorsitzender des Caritasverbands für die Diözese Münster. Unter anderem ist er Geistlicher Beirat der Caritaskonferenzen, der Vinzenz-Konferenzen, Seelsorger des Malteser Hilfsdienstes im Bistum Münster sowie Geistlicher Berater für den Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) und den Sozialdienst katholischer Männer (SkM) im Bistum Münster.



Dr. Klaus Winterkamp
winterkamp@caritas-muenster.de

Mir wird etwas zugetraut!

Über Vertrauen, Kontrolle und Beziehungsarbeit

Josef Bendfeld, Anfang der Siebzigerjahre einer der ersten Pastoralreferenten im Bistum Münster und jetzt im Ruhestand, kann auf vier Jahrzehnte Kirchengeschichte im Bistum Münster aus der Perspektive eines „hauptberuflichen Laien“ zurückblicken.

Herr Bendfeld, welche persönlichen Erfahrungen haben Sie mit Vertrauen in Ihrem langjährigen beruflichen Kontext?

In Gesprächsgruppen, Gottesdienstvorbereitungen und in Gemeindegängen wurde mir Vertrauen entgegengebracht. Und ich konnte anderen etwas zutrauen, ja mit ihnen Spuren des Geistes suchen. Dabei habe ich gelernt: Eine gemeinsame Spurensuche und ein Dialog auf Augenhöhe sind nur möglich, wenn der Boden für ein Klima der Wertschätzung und vertrauensvoller Beziehungen bereitet ist. Das geschieht nicht von selbst. Das braucht Raum und Zeit und die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen. Unvergessen bleibt für mich jedoch meine erste Erfahrung in der Seelsorgekonferenz: Mir – der sein Zweitstudium noch nicht abgeschlossen hatte und keine Berufserfahrung vorweisen konnte – wurde etwas zugetraut. Die anderen waren interessiert an meiner Meinung, meiner Erfahrung. Dieses gegenseitige Zutrauen wurde für mich zu einer wichtigen Quelle und Voraussetzung für ein Klima des Vertrauens in der Zusammenarbeit.

Ist das gemeint, wenn das Konzil von der Mündigkeit der Laien spricht?

Als Glieder des Volkes Gottes sind alle Getauften und Gefirmten „vom Herrn selbst mit dem Apostolat betraut. Sie werden zu einer königlichen Priesterschaft und zu einem heiligen Volk geweiht, ... damit sie auf Erden Zeugnis für Christus ablegen.“ (Apostolicam Actuositatem 3) Die Laien sind „mündig“. Sie sind keine Kinder, die betreut und bevormundet werden müssen. Gott selbst traut jedem

von uns etwas zu. Wenn ich wirklich daran glaube, dass Gottes lebenspendender Geist in uns allen wohnt, wie Paulus den Mitgliedern der Gemeinde von Korinth sagt, dann ist die spannende Aufgabe des Seelsorgers, jedem in der Gemeinde etwas zuzutrauen. Er kann mit den anderen zusammen „auf das hören, was der Geist den Gemeinden sagt“, wie es in der Offenbarung des Johannes heißt!

Sie waren 1997 auch „Mit einer Hoffnung unterwegs“?

Angstfrei und mit Freude Kirche sein, das war der Anspruch des Diözesanforums in unserem Bistum. Auch in diesem Dialogprozess war zu spüren: Auf Augenhöhe, im Bewusstsein der eigenen Würde und Verantwortung als mündige Teile des Volkes Gottes einander ohne Angst zu begegnen, das geschieht nicht von selbst. Es muss eingeübt und gelernt werden. Es war ein vorsichtiges Aufeinanderzugehen. Manchmal half es auch, eine andere Perspektive einzunehmen, etwa, wenn bei einem Gottesdienst in der Christus-König-Kirche in Borken-Gemen Laien im Chorraum waren und der Bischof, die Weihbischöfe und die anderen Forumsteilnehmer in den Bänken saßen. Verbindend war das Thema: Wir sind gemeinsam „Mit einer Hoffnung unterwegs“. Begegnung auf Augenhöhe – gegenseitiges Zutrauen und Vertrauen, ein Geben und Nehmen und eine gemeinsame Suche nach dem, was der Heilige Geist uns heute sagt – davon war für mich das Miteinander des Forums, „der Geist von Gemen“ bestimmt. Die

Forumsteilnehmer haben etwas von diesem Geist erlebt. Inwieweit der Funke auch in die Gemeinden überspringen konnte, ist eine andere Frage.

Im Bistum gab es viele Stimmen, die dem Diözesanforum oder auch dem Bischof nicht zutrauten, dass das Gespräch Konsequenzen haben würde.

Wie stellt sich das im Nachhinein dar? Das Forum ist schnell aus dem Bewusstsein verschwunden! Ich befürchte, viele Diskussionen und Beschlüsse sind abgeheftet und in den Bücherschrank gestellt worden. Jetzt wird ein neuer Pastoralplan aufgestellt. Am Tag der Seelsorgefrauen und Seelsorger fiel mir auf, dass Bischof Felix Genn bei einem kurzen Gang durch die Geschichte unseres Bistums nach dem Zweiten Weltkrieg das Diözesanforum mit keinem Wort erwähnte. Dort hatte es bereits einen Dialogprozess in einer vertrauensvollen Atmosphäre zu vielen wichtigen Themen gegeben, und dann scheint die Diskussion über Veränderung der pastoralen Strukturen alles verdrängt zu haben. Solche Erfahrungen machen verständlich, dass Menschen einer erneuten Einladung zu einem Dialogprozess in unseren Tagen nicht recht trauen wollen.

Wie groß ist die Sorge, bevormundet und vereinnahmt zu werden?

Wie mühsam es ist, sich auf Augenhöhe zu begegnen und Vertrauen aufzubauen, zeigt sich in den Verhandlungen zur Bildung neuer pastoraler Räume und Pfarreien. Da wird immer wieder Transparenz, Ehrlichkeit und Dialogbereit-

schaft von der Bistumsleitung eingefordert und umgekehrt. Vertrauen heißt hier für alle: Respekt vor der jeweils anderen Sichtweise und die Offenheit, einander zu verstehen und gegebenenfalls umzudenken. Dies gilt auch für das Gespräch des Bistums mit den Gemeinden in einem Fusionsprozess und ebenso zwischen Gemeinden, die sich aufeinander zu bewegen.

Braucht Vertrauen Kontrolle?

Kontrolle hat zunächst den Beigeschmack von Misstrauen. Sie scheint im Widerspruch zu einer vertrauensvollen Beziehung in der seelsorglichen Arbeit zu stehen. „Kontrolle“, positiv erfahren, kann bedeuten: Es ist nicht gleichgültig, was ich denke oder tue. Ich werde wahrgenommen und ernst genommen. Ich bekomme ein Feedback, ich erlebe Wertschätzung und Ermutigung. Darum ist Raum und Zeit für gegenseitige Rückmeldungen, für regelmäßige Teamgespräche und für Seelsorgekonferenzen wichtig.

Das klingt sehr nach Beziehungsarbeit!?

So wie jedes Paar die eigene Beziehung pflegen muss, ist auch Seelsorge als Beziehung nur möglich, wenn ich mir den Raum und die Zeit dafür nehme. Da ist es hilfreich, wenn in der Sitzung des Pfarrgemeinderates, im Teamgespräch, der Seelsorgekonferenz nicht nur Tagesordnungspunkte abgehakt werden. Jeder muss die Möglichkeit haben, vom eigenen Erleben, von der eigenen Praxis zu erzählen und Rückmeldungen zu bekommen. Wenn dies in Offenheit und gegenseitiger Wertschätzung geschieht, kann Vertrauen wachsen.

Das Wort von Alfred Delp „Dem Leben vertrauen, weil Gott es mit uns lebt“ haben Sie als zentrale Aufgabe bezeichnet. Warum?

Für mich bedeutet dies, zunächst selbst die Welt mit all ihren Facetten als Gottes geistbeseelte Schöpfung wahrzunehmen und zu bestaunen. Es hilft nicht weiter, über mangelnden Gottesdienstbesuch und Glaubensschwund zu klagen. Ich will mich öffnen für den Geist Gottes, der in unserer Zeit wirksam ist und uns neue Wege gehen lässt.

Ich kann auf andere zugehen, ihnen etwas zutrauen, mich ihnen anvertrauen. Ich will versuchen, in Achtsamkeit und Respekt vor der Einzigartigkeit jedes Menschen Beziehungen aufzubauen und diesen Geist Gottes zu entdecken. Vertrauen in das Leben zu wecken, ist nicht einfach für eine über einen langen Zeitraum verfestigte Institution wie unsere Kirche. Letztlich kann es im glaubwürdigen Zeugnis einzelner Menschen gelingen.

Kürzlich wurde in Ibbenbüren ein Platz nach Klemens Niermann, einem Seelsorger, dem Sie zum ersten Mal auf einer Klausurtagung der Seelsorgekonferenz begegnet waren, benannt. Wie kam es dazu?

Klemens war ein „Vagabund Gottes“. In den letzten Jahren galt seine ganze Aufmerksamkeit den Kranken und Sterbenden. Es gab Zeiten, in denen häufiger Obdachlose in seinem Bett übernachteten als er selber. Er riskierte Unmut in der Öffentlichkeit, als er die Möbel eines verurteilten Betrügers kaufte und sie ihm zurück schenkte. Die türkischen Muslime in Ibbenbüren nannten ihn ihren „Freund und Bruder Klemens“. Klemens hat ihnen Möbel für ihre Wohnungen besorgt. Er hat ihnen bei der Durchsetzung und beim Aufbau der ersten Moschee in Ibbenbüren geholfen. Seine vielen Kontakte und Hilfstransporte in die ehemalige DDR brachten Klemens 1000 Seiten in den Akten der Stasi-Behörde ein und, nach dem gescheiterten Versuch, einer jungen Frau zur Flucht in den Westen zu verhelfen, feierte er den Pfingstgottesdienst in der Zelle mit seinen Mithäftlingen.

Er ist vor fünf Jahren gestorben ...

Bei seiner Beerdigung sind 3000 Menschen den Weg zum Friedhof mitgegangen, evangelische und katholische Seelsorger, Jugendliche und Erwachsene aus allen christlichen Gemeinden, Obdachlose und viele türkische Mitbürger der Stadt. Ein Imam sang am Grab eine Sure, und ein jüdischer Arzt aus dem Krankenhaus sprach das Totengebet. In vielen Situationen lautete der Spruch von Klemens: „Was würde Jesus jetzt machen?“ Klemens Niemann hatte keine Berührungssängste. Er ist den

Menschen mit Zutrauen und Vertrauen begegnet, und die Menschen haben ihm vertraut. Ich bin dankbar, viele Jahre Klemens als Kollegen erlebt zu haben ...

Wenn Sie Ihre Erfahrungen zurückblickend zusammenfassen sollten, wie fällt dann Ihr Fazit aus?

Ich bin dankbar, in meiner Arbeit als Pastoralreferent von Anfang an Menschen begegnet zu sein, die mir Vertrauen geschenkt haben, die mir etwas zugetraut haben. Ich bin dankbar für die Zeit, die andere mir geschenkt haben, in der Vertrauen wachsen konnte. Ich bin dankbar für die Spuren des Geistes Gottes in unserer Zeit, die wir gemeinsam entdeckt haben. Darum bin ich gern in unserer Kirche, trotz mancher Enttäuschung. Darum ist mir das Wort von Alfred Delp wichtig, der in Gestapohaft, den Tod vor Augen, schreiben konnte: „Lasst uns dem Leben vertrauen, weil wir es nicht allein zu leben haben, sondern Gott es mit uns lebt.“

Das Interview führte Georg Garz.

Der Diplom-Theologe und Diplom-Pädagoge Josef Bendfeld begann 1973 seine Tätigkeit als Pastoralreferent im Pfarrverband Ibbenbüren. Er arbeitete ab 1984 in der St.-Ludwig-Gemeinde in Ibbenbüren und dort später in der zusammengeführten Gemeinde Heilig Kreuz. 2012 trat er in den Ruhestand.



Josef Bendfeld
josef.bendfeld@heiligkreuz.info

Können wir vertrauen – wem und warum?

Vertrauensbildung in einer „zusammengeführten“ Gemeinde

Egal, ob die Zusammenführung von Pfarrgemeinden zu einer neuen Pfarrei angeordnet oder freiwillig vollzogen wird, das Gelingen entscheidet sich an der Frage des gegenseitigen Vertrauens. Viele Gläubige fragen sich: Können wir darauf vertrauen, dass das gewohnte Gemeindeleben auch eine Perspektive in der neuen Pfarrei hat? Wird die künftige Zusammenarbeit sich positiv auf das Gemeindeleben auswirken? Bleibt unsere Kirche erhalten oder drohen Umnutzung oder Abriss? Werden gegebene Zusagen eingehalten? Wie können wir rechtzeitig Vorsorge treffen, dass es zu einem guten Miteinander kommen kann? Wilfried Prangenberg, Vorsitzender des Pfarrgemeinderates St. Antonius in Gronau, sah sich mit diesen Fragen konfrontiert, lange bevor sich die Pfarrgemeinden St. Josef und St. Antonius in Gronau am ersten Advent 2011 zur neuen Pfarrei St. Antonius zusammenschlossen.

Dass die Zusammenführung kommen würde, hatten schon einige Jahre zuvor Bischof Reinhard Lettmann und der damalige Weihbischof Franz-Peter Tebartz-van Elst klargestellt. Nur der Zeitpunkt sei noch offen, denn solange beide Gemeinden einen Pfarrer hätten, gäbe es keine Veränderungen. Die Gemeinden hatten von da an Zeit, sich auf den Zusammenschluss vorzubereiten. Beide Pfarrgemeinderäte wurden aktiv. Ohne sich vorschnell auf bestimmte Punkte für die Vorbereitung der abzu-sehenden Zusammenführung festzulegen, ging es zunächst in regelmäßigen Zusammenkünften der Vorstände um ein besseres Kennenlernen und darum, Verständnis füreinander zu gewinnen. Einig war man sich, dass sich die Steuerungsgruppe der Fusion paritätisch aus Mitgliedern von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand beider Gemeinden zusammensetzen sollte. Von Vorteil war, dass sich die Vorsitzenden schon länger kannten und an einem Strang zogen. Auch die jährlichen Treffen der beiden Pfarrgemeinderäte mit Programm oder als lockeres Zusammensein wirkten vertrauensbildend. Sie führten zu zwei gemeinsamen Pfarrfesten und jährlich wiederkehrenden Radwallfahrten für die Gläubigen beider Gemeinden. Erstes Vertrauen war also geweckt. Doch wie würde es sein, wenn der konkrete Zusammenschluss vorbereitet werden müsste?

Im März 2010 teilte Pastor Günter

Mleziva von St. Josef seiner Gemeinde mit, dass er Gronau auf Wunsch von Bischof Felix Genn verlassen werde. Für St. Josef kam im September 2010 mit Pastor Michael Vehlken ein neuer Pfarrer. Er sollte den Fusionsprozess begleiten, nach Weggang von Pastor Norbert Schulze Raestrup aus St. Antonius bis zum Fusionstermin Pfarrverwalter und anschließend der neue Pfarrer der zusammengeführten Pfarrei werden. Nun musste sich bewahrheiten, was die Pfarrgemeinderäte vorbereitet hatten. Die Steuerungsgruppe setzte sich wie geplant paritätisch zusammen. Das Vertrauen zueinander, das zuvor in den Pfarrgemeinden und erst recht zwischen den Vorständen entstanden war, wirkte sich positiv auf die konkreten Verhandlungen aus. Alle von der Steuerungsgruppe getroffenen Vereinbarungen wurden in der Folge von den Pfarrgemeinderäten und den Kirchenvorständen einvernehmlich mitgetragen, danach zeitgleich in beiden Kirchen bekanntgegeben und in der örtlichen Presse veröffentlicht. Das war, wie sich später zeigte, ein Vorgehen, das sich in beiden Pfarrgemeinden als sehr vertrauensbildend erwies. Ohne dass es zum direkten Streit kam, stellte sich die Namensgebung der neuen Pfarrei als Knackpunkt heraus. Es wurde engagiert gerungen. Die Namen St. Josef und St. Antonius wurden vorgeschlagen. Das Vertrauen in die Haltung des Bischofs war diesbezüglich nicht

sehr ausgeprägt. Es sei einfacher, wenn der Bischof, ohne dass Vorschläge gemacht werden können, den Namen der neuen Gemeinde festlegen würde. Er behalte sich vor, den Namen unabhängig von den Vorschlägen selbst festzulegen. Der in den Jahren zuvor gewachsene Funke Vertrauen bewährte sich jetzt. Doch würde sich die Zuversicht, die sich in der Steuerungsgruppe entwickelt hatte, auch auf die neue Pfarrei übertragen? Welches Ausmaß würden Bedenken und gar Ablehnung annehmen? Würden die hauptamtlich und ehrenamtlich Tätigen in der Lage sein, Vertrauen zu wecken und zu stabilisieren?

Als Zeichen für einen Neuanfang, Erwartung und Aufbruch wurde für den Zusammenschluss bewusst der Beginn des neuen Kirchenjahres, der erste Sonntag im Advent 2011, gewählt. Weihbischof Dr. Christoph Hegge vollzog die Regularien und zelebrierte die Festmesse in der „neuen“ Pfarrkirche St. Antonius. In seiner Predigt ging er auf mögliche Sorgen und Probleme ein, die sich für Gläubige aus beiden nun „ehemaligen“ Gemeinden ergeben könnten. Viele würden sich schwer tun. Man solle aber frohen Mutes und voller Zuversicht die neue Situation annehmen. Verschiedene Ansprachen wünschten der neuen Gemeinde alles Gute und Erfolg bei der Gestaltung des Zusammenlebens. Ein gutes Zeichen

des Vertrauens in das Gelingen war der starke Beifall, als der ehemalige Vorsitzende des Pfarrgemeinderats von St. Josef ausrief: „Wir sind Antonius!“

Es lag nun an den Gremien, diesen Vertrauensvorschuss zu rechtfertigen. Eine Woche nach der Fusion nahm der neue Pfarrgemeinderat, der sich ebenso wie auch der Kirchenvorstand paritätisch aus den beiden ehemaligen Pfarrgemeinderäten zusammensetzte, die Arbeit auf. Weil man sich kannte, zeigte sich von der ersten Minute an, dass man willens war, gut und vertrauensvoll zusammenzuarbeiten. Das galt auch für die Bildung und Zusammensetzung der acht Ausschüsse. Man war sich einig, dass tüchtig gearbeitet werden müsse, um das Zusammenwachsen zu fördern und Vertrauen zu wecken. Da beide Gemeindeteile in ihrer Arbeit und ihren Abläufen unterschiedlich strukturiert sind, wurde mit viel Elan einiges zusammengefügt. Die neue Pfarrei profitierte von dem, was in den jeweiligen Gemeinden schon bislang gut funktionierte. Gleichzeitig wurde Neues auf den Weg gebracht, das sich mittlerweile bewährt: etwa das Gedenken der hohen Geburtstage wurde neu geregelt, vierteljährlich werden ab dem 80. Geburtstag die Jubilare zum gemütlichen Beisammensein eingeladen. Besonders diese Regelung wird sehr gut angenommen. Das *Procedere* der Caritas-Sammlungen wurde ergänzt. Die in die Gemeinde Zugezogenen werden zum Kennenlernen eingeladen. Bei den Taufen vertritt ein Mitglied des Pfarrgemeinderats die Gemeinde und überreicht ein Geschenk, und vieles mehr.

Ein Jahr nach der Gemeindefusion kann festgestellt werden: Das Vertrauen innerhalb der Gemeinde wie des Pfarrgemeinderats ist gewachsen. Wir vertrauen einander und wissen, warum wir vertrauen. Im vergangenen Jahr wurde vieles auf den Weg gebracht, der Pfarrgemeinderat und die Ausschüsse haben gute Arbeit geleistet. Nun wird weitergearbeitet, denn das Zusammenwachsen ist noch nicht abgeschlossen. Trotz des Vertrauens, das der Pfarrgemeinderat in beiden Gemeindeteilen

genießt, bleibt es das Hauptanliegen, das gewachsene Vertrauen der Gläubigen in die neue Gemeinde und das Zusammenwachsen weiter zu fördern.

Das Vertrauen in die Leitung des Bistums hat allerdings bei all dem Schaden genommen. Erstaunlich ist dabei, dass das wiederum den Zusammenhalt innerhalb der Gemeinde fördert. Immer wieder wird angesprochen, warum der Pfarrer, obwohl er im Pfarrhaus direkt neben der Kirche St. Josef wohnte und dort gerne wohnen geblieben wäre, seine Wohnung im Pfarrhaus in der Nähe der Kirche St. Antonius nehmen musste. Bis heute gibt es keine schriftliche Erklärung von Seiten des Bistums dazu. Das stößt auf Unverständnis. Sprüche wie: „Die da oben nehmen uns hier unten doch überhaupt nicht ernst.“ „Wir zählen für die da oben doch überhaupt nicht“ sind Beispiele der Verdrossenheit. Dann folgt häufig noch die Bemerkung: „Man darf sich nicht wundern, wenn dann die Kirchen immer leerer werden.“

Obwohl man die Notwendigkeit von Zusammenschlüssen nachvollziehen und erklären kann, kommt auch hier in Gronau immer wieder die Kritik auf: „Die Gemeinde ist mit 14 000 Seelen viel zu groß. Gute Seelsorge ist nicht mehr möglich. Es kann nur noch verwaltet werden. Auch das ist ein Grund, der Kirche fern zu bleiben.“ Der Hinweis, es gebe noch größere Gemeinden, zieht nicht. Sicherlich lassen sich noch weitere Gründe für den Vertrauensverlust in die kirchlichen Institutionen finden. Es zeigt aber auch, dass die bischöflichen Stellen bessere Aufklärungsarbeit leisten müssen und sich öfter vor Ort zeigen sollten, sonst bleiben selbst gutwillige und gläubige Menschen fern.

Bis hierhin handelt es sich um Abläufe und Vorgänge, die in jedem Verein und in politischen Gremien vorkommen. Die Frage nach dem „Vertrauen – wem und warum?“ hat in der Kirche aber noch eine viel wichtigere Bedeutung. Um sich in einer Pfarrgemeinde einzubringen, egal ob aktiv oder passiv, reicht es nicht aus, sich selbst in den Vordergrund schieben oder in der Gemeinde ange-

sehen sein zu wollen. Eine solche Art Selbstverwirklichung ist nur akzeptabel, wenn sie zur Ehre Gottes geschieht. Er ist letztlich der Grund und muss der Grund allen Handelns in der Kirche sein. Wir vertrauen auf die unendliche Liebe und Güte des barmherzigen Gottes. Das Vertrauen auf diesen Gott muss sich auf die Arbeit in und für die Kirche beständig und zielgerichtet auswirken. Eigennutz ist dann kontraproduktiv. Damit fällt das Fragezeichen nach dem „Wem“ in der Überschrift weg und wird zum Ausrufezeichen. Warum können wir Gott voll vertrauen? Gott ist in Jesus Mensch geworden und ist für die Menschheit gestorben. Mit seiner Erweckung wurde das Werk der Erlösung aller Menschen vollendet – welch ein beglückendes und befreiendes Ereignis. Wir können beruhigt sein, was auch immer geschieht, Gott steht uns bei. Tröstend ist, dass wir uns bedingungslos darauf verlassen können. Damit fällt auch das Fragezeichen nach dem „Warum“ weg und wird zum großen Ausrufezeichen. Die haupt- und ehrenamtlich Tätigen, auch die sog. „Hirten und Oberhirten“, sind gefordert, ihr Tun und Auftreten als Einsatz für die Ehre Gottes zu verstehen und für andere verstehbar werden zu lassen.

Wilfried Prangenberg ist Vorsitzender des Pfarrgemeinderats St. Antonius in Gronau. Der pensionierte Lehrer wirkte an der Gemeindefusion von St. Josef und St. Antonius 2011 als damaliger Vorsitzender des Pfarrgemeinderats von St. Josef aktiv mit.



Wilfried Prangenberg
redaktion@unsere-seelsorge.de



Vertrauen in Freiheit

Gottes Credo und der Pastoralplan für das Bistum Münster

Wenn vom Credo die Rede ist, vom Glaubensbekenntnis also, dann denken wir meistens an das Bekenntnis, das Menschen sprechen und in dem sich deren Glaube an Gott ausdrückt. Um das Thema „Vertrauen“ mit seinen zahlreichen Facetten bedenken zu können, muss nach Ansicht von Pater Manfred Kollig auch das Credo Gottes in den Blick genommen werden: Gottes Glaube an den Menschen ist eine gute Grundlage für jedwedes Vertrauen. Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch den folgenden Artikel – und durch den neuen Diözesanpastoralplan für das Bistum Münster. Dass es viele Perspektiven gibt, aus denen über Vertrauen nachgedacht werden kann, zeigt sich schon an der Bedeutungsvielfalt des griechischen Wortes „Pístis“, das mit Treue und Glauben, Vertrauen, Zutrauen und Kredit übersetzt werden kann.

Gottes Vertrauen in Freiheit und Hochzeit

Dass Gott den Menschen von Anfang an – von Ewigkeit bis zur Ewigkeit – vertraut, bezeugt die Heilige Schrift. So schenkt Gott den Menschen die Freiheit, „von allen Früchten zu essen, außer vom Baum der Erkenntnis“. Er lässt ihm die Freiheit, auch gegen seine Anweisung zu handeln. Solche Freiheit kann nur im Vertrauen und in der Bereitschaft, eventuell den Vertrauensmissbrauch der anderen zu erleiden, geschenkt werden. Im Buch Hosea (ca. 700 v. Chr.) wird im Kapitel 2 berichtet, dass Gott das Volk Israel „heiratet“. Der Prophet Hosea gebraucht das Bild der Ehe und der Hochzeit, um den Bund Gottes mit den Menschen zu beschreiben und auszudrücken, wie stark und innig Gott den Menschen vertraut.

Im Buch Jesus Sirach spricht der Verfasser im Kapitel 43 von dem Bundesbogen, der über der Welt als Ausdruck des Vertrauens und der Treue Gottes ausgespannt ist. Beim Auszug aus Ägypten gab Gott dem Volk die Zusage, sein Gott sein zu wollen, und bat das Volk, sein Volk zu sein (Jer 7,23).

Im 5. Kapitel des Johannesevangeliums wird überliefert, dass Gottes Vertrauen so stark ist, dass er uns sogar seinen eigenen Sohn anvertraut. Eltern, die ihre Kinder anderen Menschen anvertrauen, wissen, wie zögerlich sie dies tun und dass dies manchmal auch Überwindung kostet; dies nicht erst seit den jüngsten Überfällen auf eine Dorfschule in China und auf die Grundschule in Newtown (USA). Als ich früher in der Schule gearbeitet habe, hat mich dieser Gedanke immer begleitet: Ich möchte das Vertrauen, das Eltern mir schenken, nicht enttäuschen. Aufgrund dieser zwischenmenschlichen Erfahrung wird mir deutlich, was es heißt, dass Gott uns seinen Sohn anvertraut; und dies in gewissem Sinne bis heute in seiner Kirche.

Gottes Kredit ohne Absicherung

Gottes Glaube an den Menschen – sein Credo – ist so stark, dass er den Menschen Kredit gibt. Er schenkt ihm Möglichkeiten und Gaben, ohne dafür Gläu-

biger zu suchen. Stattdessen sucht er Gläubige, das heißt Menschen, die dieses Vertrauen Gottes in die Menschen bezeugen und mit ihnen deren Gaben entdecken, die sie wie einen Kredit erhalten haben.

Einer der biblischen „Standardtexte“ ist das Gleichnis von den „Talenten“ (Mt 25,14). Insgesamt werden acht Talente¹ vergeben. Die Anzahl „8“ lässt vermuten, dass es um eine Anspielung auf Gott und seine unendliche Güte geht. Er vertraut den drei Personen in dem Gleichnis „alles“ an. Was er erwartet: Dass man auf sein Vertrauen nicht mit Angst antwortet, die Gaben vergräbt und sich selbst verbarrikadiert. Gottes Kredit soll das menschliche Selbstbewusstsein – nicht zu verwechseln mit Überheblichkeit – nicht schmälern, sondern stärken; soll den Menschen nicht beängstigen, sondern ermutigen; ihn nicht behindern, sondern neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen.

Gottes Leidenschaft ohne Ende

Was aber ist, wenn Menschen das Vertrauen Gottes enttäuschen?² In der Person des Petrus und seiner Geschichte mit Jesus Christus wird deutlich, dass Gottes Leidenschaft

»Sagen wir als Kirche trotz schmerzhafter Erfahrungen und enttäuschter Hoffnungen, dass wir an eine gute Zukunft mit Gott glauben – im Himmel und auf Erden?«

für den Menschen nie aufhört. Sein Vertrauen, das Jesus dem Petrus bei dessen Berufung in seinen Jünger- und Apostelkreis geschenkt hat, bleibt mehrfach ohne positive Antwort:

- Petrus widerspricht zum Beispiel Jesus, als dieser sein Leiden ankündigt. Dies passt nicht in sein Gottesbild. Jesus weist ihn zurück mit den Worten: Weiche von mir, Satan.³
- Petrus folgt der Einladung Jesu und wagt den ersten Schritt auf das Wasser. Beim zweiten Schritt wird er kleingläubig und versinkt. Jesus lässt ihn nicht untergehen, sondern reicht ihm als Antwort auf seinen Hilfeschrei sofort seine Hand.⁴
- Obwohl Petrus versprochen hat,

Jesus zu folgen und sein Leben für ihn einzusetzen, leugnet er wenig später im Rahmen des „Kreuzwegs“, Jesus zu kennen. Petrus kündigt damit einseitig seine bis dahin öffentlich sichtbare Beziehung mit Jesus.⁵

An diesen drei Begebenheiten, in denen deutlich wird, dass Petrus Jesus nicht perfekt und formvollendet folgt, kann abgelesen werden, welche Konsequenzen Jesus aus dem Vertrauensbruch zieht. Er geht mit den Fehlern – auch mit den Konstruktionsfehlern, die nach Petrus im Lauf der Kirchengeschichte gemacht wurden – konstruktiv um. Wie dem Petrus, so gibt er allen Menschen immer wieder eine neue Chance.

Schließlich war nur Maria frei von der Sucht, wie Gott sein zu wollen (Erb-sünde). Alle anderen Menschen „seit Adam und Eva“ erleben einerseits die Versuchung, Gott spielen zu wollen, und andererseits die Neigung, der Verantwortung aus dem Weg zu gehen. Gott schenkt die Gnade, uns im Laufe des Lebens von dieser Versuchung und Neigung zu lösen. Gottes Vertrag mit den Menschen, sein Vertrauen und seine Leidenschaft schenkt er uns Menschen gegenüber ergebnisoffen und

hoffnungsvoll und beantwortet die einseitig vom Menschen ausgesprochene oder unausgesprochene Vertragskündigung mit den Worten: „Ich lasse dich nicht fallen.“⁶

Kirche und Vertrauen

Zum Vertrauen Gottes in die Kirche und deren Verantwortung: Der Kirche und damit den Menschen, die sich auf den Namen Jesu taufen lassen, wird die Schöpfung und Gottes Sohn als Haupt der Kirche anvertraut. Wie dieser Sohn Gottes dem Petrus Verantwortung übergibt, so schenkt er uns Menschen Vertrauen und Verantwortung und damit zwangsläufig auch Macht.. Mit der Fülle der Macht kann es – ge-

fährlich – einhergehen, dass einzelne Menschen an Länge und Institutionen an Ausmaß gewinnen. Eine meiner Lehrerinnen sagte früher häufiger: „Macht euch nicht größer als ihr seid; sonst werft ihr auch mehr Schatten.“ Sie bezog diesen Ausspruch eher auf die Absätze an den Schuhen. Für mich ist dieses Wort ein Bild geworden, das auf alle Dimensionen des Lebens passt. „Macht euch nicht größer als ihr seid; sonst werft ihr auch mehr Schatten.“ Und damit wächst die Gefahr, andere in den Schatten zu stellen.

Kirche hat den Auftrag, Christus zu verkünden: Sich vor ihm zu beugen und zu verneigen, nicht aus „buckliger Demut“, sondern in Anerkennung, dass wir nur durch ihn sein können, wer wir sind. Gleichzeitig erinnern wir uns daran, dass Christus nicht auf einem Thron, sondern am Kreuz erhöht wurde. Er ist eher bereit zu leiden als zu verdammen. Dies zeichnet seine Leidenschaft für den Menschen aus. Diese Leidenschaft Gottes für den Menschen darzustellen, ist Auftrag und Sendung der Kirche. In der Taufe hat Gott seinen Bund mit den Menschen geschlossen und ihnen sein Ja-Wort gegeben. Diesen Taufvertrag muss die Kirche als „Treuhanderin“ erfüllen. Dies ist Aufgabe aller Getauften und aller Dienste. In diesem Zusammenhang müssen wir uns die Frage gefallen lassen, ob wir als Kirche genügend „mit Weihwasser segnen“, um die Menschen lebenslang spüren zu lassen, dass ihnen im Wasser der Taufe das Ja-Wort Gottes für immer zugesprochen wurde. Nicht, als seien Menschen ohne Weihwasser nicht gesegnet; aber das Ritual erinnert an die Taufe und den darin geschlossenen Bund Gottes mit einem konkreten Menschen, an die Taufwürde und -berufung; so wie beispielsweise das Bild eines geliebten Menschen im Portemonnaie ebenfalls an die Liebe erinnert, von diesem Bild aber nicht die Liebe abhängt.

Das Vertrauen der Kirche in Gott

Ob die Kirche genügend auf Gott vertraut, hängt von unserer Antwort auf folgende Fragen ab: Sagen wir als Kirche

trotz schmerzhafter Erfahrungen und enttäuschter Hoffnungen, dass wir an eine gute Zukunft mit Gott glauben – im Himmel und auf Erden? Wird genügend deutlich, dass wir auf diesen Dreieinigen Gott unsere Hoffnung setzen und nicht nur auf die Summe der eigenen Macht, der menschlichen Intelligenz, der selbstgemachten Pläne und der ausgedachten Strategien? Feiern wir in diesem Sinne den Sonntag als geschenkten Tag, als Gedächtnis des Todes und der Auferstehung Jesu und des Bundes, den er mit jedem Menschen in der Taufe geschlossen hat? Feiern wir diesen Sonntag in der Eucharistie, in der die Kirche erinnernd Dank sagt für die Zusage Jesu, alle Tage da und gegenwärtig zu sein, interessiert an uns und ganz engagiert für uns und die ganze Welt? Feiern wir, dass wir nicht die Macher des Glaubens sind oder sein müssen, sondern Beschenkte und Berufene; dass wir glauben und darauf vertrauen, dass die Gnade Gottes allem Tun vorausgeht? Das Gottvertrauen der Kirche bewahrt sich auch in ihrem Kernauftrag zu bezeugen, dass sie an einen Gott

„Die Welt ist Gottes voll.“

glaubt, der nicht vor Leiden, vor Krankheit, Tod, Hunger, Misserfolg und eigenen Grenzerfahrungen bewahrt. Dass sie an einen Gott glaubt, dem sie zutraut, in alle diese schmerzlichen Situationen mit den Menschen hinaufzusteigen. Der Jesuitenpater Alfred Delp hat angesichts der Todesangst im Konzentrationslager bezeugt: „Die Welt ist Gottes voll.“ Mit diesem Zitat beginnt der Grundlagentext zum Pastoralplan unseres Bistums. „Die Welt ist Gottes voll“⁷. In diesem Satz, gesprochen im Angesicht des eigenen Todes, steckt das Vertrauen eines Bruders, der uns Mut machen kann, weit harmlosere Herausforderungen im gläubigen Vertrauen auf Gott anzunehmen. Der heilige Paulus drückt dieses Urvertrauen im 8. Kapitel seines Briefs an die Gemeinde in Rom so aus: „Nichts kann

uns trennen von der Liebe Christi.“ Dieses Gottvertrauen zu bezeugen, ist die Sendung der Gemeinde in Rom, in Münster und weltweit.

Das Vertrauen der Kirche in die Menschen

Dieses Gottvertrauen ist die Basis für das Vertrauen in andere Menschen. Wir können als Glieder der Kirche einander nur vertrauen, wenn wir auch den Missbrauch dieses Vertrauens oder das schuldhaftige oder schuldlose Versagen, das aufgrund der im Vertrauen geschenkten Freiheit möglich wird, zulassen; wenn wir bereit sind, daran zu leiden, und vertrauen, dass Gott durch das Versagen hindurch – nicht nur im Falle der „glücklichen Schuld des Adam“ – neue Wege eröffnet.

Nicht zuletzt in der Nummer 16 der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „Gaudium et spes“ drückt die Kirche ihr Vertrauen in den Menschen aus. An dieser Stelle wird das Gewissen „das Heiligtum des Menschen“ genannt. Die Kirche traut dem Menschen zu, Entscheidungen verantwortungsvoll und in Freiheit zu treffen und bekennt sich zu dieser Freiheit auch angesichts des Irrtums und des Scheiterns. Dieses Vertrauen in den Menschen und seine Gewissensentscheidung ruft nach einer Gewissensbildung, für die der Einzelne verantwortlich ist. Die Kirche muss diese Gewissensbildung unterstützen durch Katechese und Religionsunterricht, in Bildungseinrichtungen für Jugendliche und Erwachsene, durch das Beispiel ihrer „Amtsträger“ und nicht zuletzt auch durch die Ermöglichung eines Diskurses über Themen, zu denen die Mehrheitsmeinung der Gesellschaft und die Überzeugung der Kirche als Teil dieser Gesellschaft auseinandergehen. Das Vertrauen der Kirche in die Menschen erweist sich auf besondere Weise bei der Beauftragung mit einem Dienst und der Übergabe eines Amtes. Einerseits hat diese Form den großen Vorteil, dass „Hauptamtliche“ nicht abhängig sind von Wiederwahl und Beliebtheitsumfragen und nur der „Wahrheit“ verpflichtet sind. Andererseits darf diese

langfristige Verantwortung nicht dazu führen, das Vertrauen nicht immer wieder auch kritisch zu überprüfen, sei es durch Selbstreflexion oder sei es durch die Rückmeldungen von anderen. Ebenso ist auf die Fähigkeitskompetenz der Hauptamtlichen kontinuierlich zu achten, solange sie einen Dienst bzw. ein Amt ausüben. Vertrauen im Pastoralplan.

Der Diözesanpastoralplan ist ein Bekenntnis zu dem Vertrauen, das Gott in uns hat, und zu der Sendung der Kirche im Bistum Münster, von diesem Vertrauen Zeugnis zu geben. Er beschreibt in der Konsequenz, wie wir in unserem Bistum einander vertrauen wollen und worin sich dieses Vertrauen bewährt und bewahrheitet. Bereits in dem Text über „die Sendung der Kirche im Bistum Münster“ wird darauf hingewiesen, dass das gegenseitige Vertrauen nur durch Vertrauen gefördert werden kann. An dieser Stelle seien beispielhaft einige Punkte des Pastoralplans erwähnt, die mit dem Thema Vertrauen in seinen zahlreichen Facetten zu tun haben: Das biblische Leitwort des Pastoralplans, die Begegnung der Jünger mit Jesus auf dem Weg nach Emmaus, lässt

erkennen, wie wichtig es ist, angesichts von Trauer und Angst, Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit mit Gott „zu rechnen“. Unbefriedigende Ergebnisse der pastoralen Arbeit, Versagen von Hauptamtlichen und die eigenen Grenzen sowie die Trauer über schmerzliche Veränderungen in der Kirche und in der gesamten Gesellschaft bedeuten nicht das Aus für eine bessere Zukunft. In der Einführung in den Teil C des Plans (Optionen und Ziele) ist von dem Sinn für das verborgene Wirken Gottes in der Welt von heute die Rede. An der selben Stelle wird dazu aufgefordert, darauf zu vertrauen, „dass die Welt Gottes voll ist“ und aus diesem Vertrauen zu leben.

In der Einleitung zum gesamten Plan wird das Vertrauen in die Menschen betont: „Ein Schatz der Kirche sind die Menschen mit ihren unterschiedlichen Begabungen und Fähigkeiten. Es gilt diese Charismen zu entdecken, wertzuschätzen und ihnen vertrauensvoll Räume zu eröffnen.“⁸

In der Einführung in den Teil C heißt es hierzu: „Im Vertrauen auf alle Getauften und deren Geistesgaben nehmen wir die gemeinsame Sendung an, in dieser

Welt das Wirken Gottes zu entdecken und den Glauben an den dreieinigen Gott vor Ort zu bezeugen.“

Im Abschnitt zu der „Option für das Aufsuchen und Fördern der Charismen aller“ wird innerhalb der Ziele für die Pfarrei gesagt, dass die Pfarreien auf das Wirken des Heiligen Geistes auch an ungewohnten und unbekanntem Orten und bei Menschen, die nicht sofort im Blick der Kirchengemeinden sind, vertrauen.

Innerhalb der „Option für eine dienende Kirche“ widmet sich der Pastoralplan auch dem Umgang mit denen, die schuldig geworden sind und entgegen ihren Möglichkeiten auf das in sie gelegte Vertrauen nicht positiv geantwortet haben. Die Versöhnung – nicht zuletzt auch in der Beichte, dem Sakrament der Versöhnung – wird als wesentliches Ziel der Pastoral in den kommenden fünf Jahren genannt. Darüber hinaus ermutigt der Plan an der selben Stelle, angesichts von Tod und Trauer alles zu ermöglichen, um in diesem entscheidenden Punkt Zeugnis zu geben von Gott, dessen Ja-Wort im Tod und über den Tod hinaus gilt.⁹



Bischof Dr. Felix Genn schreibt in seinem Wort, mit dem er den Pastoralplan in Kraft gesetzt hat: „Wenn wir im Vertrauen auf Ihn (Jesus Christus) unsere Möglichkeiten und Grenzen annehmen, die guten und die schwierigen Zeiten, Freude und Leid, und wenn wir dem Dreieinigen Gott zutrauen, dass mit Seiner Hilfe aus allem etwas Neues wachsen kann, werden wir einen guten Weg in die Zukunft der Kirche von Münster gehen können.“

Ausblick

Wenn von der Vertrauenskrise der Kirche die Rede ist, wird dieser Begriff meist so verstanden: Die Kirche steckt in einer Vertrauenskrise, weil sie Fehler begangen hat. Wegen dieser Fehler und wegen des in der Bewertung vieler Menschen schlechten Umgangs mit ihnen wird der Kirche das Vertrauen entzogen. Besorgt fragen sich einige, wie dieses Vertrauen wieder gewonnen werden kann.

Aber: Ist das die einzige Vertrauenskrise? Gibt es nicht zwei weitere Vertrauenskrisen, die nicht minder stark wirken und sich auf die Entwicklung der Kirche und die persönliche Beziehung von

Menschen zu Gott negativ auswirken? Ich denke zum einen an jene Vertrauenskrise, die in dem mangelnden Glauben und Vertrauen der Kirche auf und in Gott besteht. Sie wird dort offenbar, wo Menschen in der Kirche mit aller Macht versuchen, ihren Plan nach ihrem eigenen Kirchenbild durchzusetzen; oder wo Menschen sich deprimiert zurückziehen, innerlich oder äußerlich auswandern. Ich denke zum anderen an die Vertrauenskrise, die wir als Glieder der Kirche untereinander haben. Sie wird erfahrbar, wo das Wohlwollen schwach ist und es an Wertschätzung fehlt. Dort herrschen Misstrauen und zwanghafte Kontrollmechanismen, mangelt es an Ver- und Zutrauen. Dort werden auch immer seltener Menschen bereit sein, Entscheidungen zu treffen und verbindlich Verantwortung zu übernehmen.

Der Pastoralplan für das Bistum Münster ist eine gute Chance, gemeinsam um das Vertrauen auf Gott zu beten, das Vertrauen Gottes in die Menschen zu bezeugen und das Vertrauen untereinander zu stärken sowie diesem Vertrauen eine konkrete Gestalt zu geben.

¹ Bei den Talenten handelt es sich um Geld. Heute würden wir sagen, er vertraute ihnen rund zwei Millionen Euro an.

² Können wir Gott enttäuschen? Das würde voraussetzen, dass er sich täuschen kann.

³ Mk 8,27-33

⁴ Mt 14,22-33

⁵ Mt 26,62-75

⁶ Jos 1,5

⁷ „Die Sendung der Kirche im Bistum Münster“. Beschluss des Diözesanrates vom 16. September 2011

⁸ „Die Sendung der Kirche im Bistum Münster“ IV.

⁹ Vgl. hierzu die Empfehlungen des Bistums Münster für den Begräbnisdienst vom 26. Oktober 2012.

Pater Manfred Kollig SSCC gehört seit 1974 zur Ordensgemeinschaft der Arnsteiner Patres. Viele Jahre war er in der Schulpastoral der Diözese Münster tätig. Seit 2011 leitet er die Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster.



Pater Manfred Kollig
kollig@bistum-muenster.de

Hilfen und Tipps

Hilfen und Tipps zur kirchlichen Trauung

www.gedenktex.de

www.unsere-seelsorge.de



Der Traugottesdienst gehört zu den schönsten und feierlichsten Gottesdiensten überhaupt. Er kann zum Ort werden, an dem die Hoffnungen, Sehnsüchte und Wünsche des Paares zur Sprache gebracht werden. Dazu sind Ideen gefragt und eine intensive Vorbereitung notwendig. Bei der Gestaltung der Feier der Liturgie geht es darum, dass die eigene Lebenswelt vor Gott getragen und um Gottes Segen gebeten wird. Die überarbeitete Ausgabe aus der Reihe **Unsere Seelsorge PRAXIS** antwortet auf Fragen zur Gestaltung der Feier der Trauung, erklärt, welche Formalitäten erledigt werden müssen und thematisiert die Erfahrungen junger Paare heute in einer Welt voller Umbrüche. Neu ist ein eigenes Kapitel zur konfessionsverschiedenen Trauung. Konkrete Ideen und Texte für die Gestaltung des Gottesdienstes sowie grundsätzliche Überlegungen zum Sakrament der Ehe und der kirchlichen Trauung runden die Arbeitshilfe ab.

Bezug: Bischöfliches Generalvikariat Münster, Materialdienst, Rosenstraße 16, 48143 Münster, Telefon: 0251 495-541, E-Mail: materialdienst@bistum-muenster.de

Sterben und Tod sind belastende Phasen des Lebens. Betroffene und Angehörige sollen in diesem Lebensabschnitt Hilfe und Unterstützung erfahren. Den Pfarreien des Bistums Münster ist es daher wichtig, Kranke, Sterbende und deren Familien mit großer Sorgfalt zu begleiten: „Wir beziehen Leiden, Sterben und Tod im Glauben an die Auferstehung auf vielfältige Weise in die Verkündigung der Gemeinde ein.“ In diesem Sinn startet das Bistum Münster eine Initiative unter dem Titel „Wert und Würde eines Menschen gehen über den Tod hinaus“. Dabei geht es um die Begleitung von Sterbenden, die Unterstützung der Angehörigen auch über den Tod eines lieben Menschen hinaus ebenso wie um Hilfen bei der Gestaltung eines Begräbnisses. Für die Gestaltung einer Todesanzeige und einer Trauerfeier gibt es hilfreiche Textzitate aus unterschiedlichen Quellen auf dieser Internetseite. Links führen Sie zu Internetangeboten, die mehr Informationen zu Tod und Trauer bereit halten.

Im Internet gibt es alle Ausgaben von **Unsere Seelsorge**, die bisher erschienen sind, als Download. Dieses Angebot wurde nun erweitert: Themen und Autoren, von denen zukünftig zu lesen ist, werden vorgestellt, veröffentlichte Beiträge können diskutiert werden. Facebook macht es möglich: www.facebook.com/unsere.seelsorge

Die nächste Ausgabe von **Unsere Seelsorge PRAXIS** erscheint im April 2013

Themenschwerpunkt
Lokale Pastoralpläne

„DKM. Bestens beraten!“

Als führende Bank für Einrichtungen aus Kirche und Caritas gehört die DKM zu den besten Banken Deutschlands und steht seit über 50 Jahren ihren Kunden besonders nahe: **Mit übersichtlichen Produkten, schneller Abwicklung und hoher Sicherheit.**

Naheliegender, dass uns zufriedene Kundenurteile besonders stolz machen!

Direkt informieren:
Hotline (02 51) 5 10 13-2 00

„Seit 1988 bin ich zufriedener Kunde der DKM und in allen Angelegenheiten rund ums Geld bestens beraten und aufgehoben. Zudem schätze ich die Fachlichkeit, Freundlichkeit und Herzlichkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.“

Die gute telefonische Erreichbarkeit und das Online-Banking machen die DKM für mich zu einem verlässlichen und unkomplizierten Partner. Was ich in Zeiten der Finanzkrise dabei ganz besonders schätze, ist die qualifizierte Beratung jenseits aller Risikogeschäfte.“

Norbert Mucksch, Dipl. Theologe/Dipl. Sozialarbeiter
Fachbereichsleiter „Sterbe- und Trauerbegleitung“
an der Kolping Bildungsstätte Coesfeld

DKM

Breul 26 · 48143 Münster

Hotline: (02 51) 5 10 13-2 00

E-Mail: info@dkm.de

Internet: www.dkm.de

DARLEHNSKASSE
MÜNSTER EG

DKM

Die 1. Bank-Adresse für Kirche und Caritas